

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXVI. Jahrgang.

Heft 9.

Juni 1904.

Der Kommunismus in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. J. Wiese in Berlin.

Kein Land der Welt bietet der ungehinderten Entfaltung kommunistischer Gemeinden ein günstigeres Feld, wie die Vereinigten Staaten. Die unbedingte religiöse Freiheit neben durchaus republikanischer Staatseinrichtung, die Selbstverständlichkeit der Gleichheit aller auch im bürgerlichen Leben, die Duldsamkeit gegen Andersdenkende und der rege Unternehmungsgeist des Volkes, der jeden ausführbar scheinenden Vorschlag probiert, ehe er ihn verwirft, endlich die Vermischung aller möglichen Tendenzen zu einem Ganzen, aber nicht einheitlosen Ganzen, mußten auch der kommunistischen Lehre zugute kommen und kommunistischen Experimenten eine unparteiische Prüfung sichern. Was über das Resultat dieser sich über einen großen Zeitraum erstreckenden Prüfung bekannt geworden ist und unbedingten Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben kann, möge in nachfolgender Schilderung niedergelegt werden.

Die Shakers sind die älteste unter den Gemeinschaften, die auf religiöser Grundlage beruhen. Sie zählen gegenwärtig 17, auf 9 verschiedene Staaten verteilte Untergemeinden, eine Untergemeinde von Shakers setzt sich gewöhnlich aus zwei Familien zusammen. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 1200 Mitglieder, die blühende Ländereien in einer Ausdehnung von über 100.000 Morgen besitzen.

Die Shakers enthalten sich der Ehe und jedes geschlechtlichen Umganges; Männer und Frauen leben zwar in sogenannten Familien zusammen, aber die Geschlechter sind möglichst streng voneinander geschieden. Selbst Eheleute, die in die Gemeinschaft eintreten, bewohnen getrennte Zimmer. Sie haben eine einfache, allen gemeinsame Tracht und nennen sich bei ihren Taufnamen; ihre Gewohnheiten führten zu einer gleichmäßigen Bauart, die nur das Nützliche bezweckt, den Schönheitssinn vernachlässigt und Ornamente sorgsam vermeidet. Als ausgesprochene Spiritisten glauben sie an die „innigste Verbindung und beständige Gemeinschaft unter sich und der Geisterwelt“. Sie behaupten, Christi zweite Wiederkunft in die Welt habe bereits stattgefunden; die ihrige sei die einzig wahre Kirche. Zum weitaus größten Teil bestehen sie aus geborenen Amerikanern und englisch ist daher ihre Sprache. Die Shakers gelten für fleißig, friedliebend, ehrlich, scharfsinnig, geduldig bei der Arbeit und außerordentlich reinlich.

Die „Tausendjährige Kirche (the Millennial Church) oder vereinigte Gesellschaft von Gläubigen“, gewöhnlich Shakers genannt, wurde im Jahre 1787 zu Neu-Libanon, einem Dorfe in Columbia County, New-York, förmlich organisiert, drei Jahre nach dem Tode der Anna Lee, einer Engländerin von niedriger Herkunft, in welcher die Shaker das zweite Erscheinen Christi auf Erden verehren. Anna Lee war in ihrer Heimat Fabrikarbeiterin und später Köchin in einem Krankenhause gewesen und konnte bis an ihr Ende weder lesen noch schreiben. Einer neuen Quäkergemeinde, welche sich 1747 in England gebildet hatte und deren Mitglieder wegen heftiger Äußerungen ihrer „religiösen Glut“ von der Regierung verfolgt wurden, schloß sich Anna Lee in ihrem 23. Lebensjahre an. Mit anderen ins Gefängnis geworfen, empfing sie daselbst ihre Offenbarungen Gottes und wurde seitdem von ihren Jüngern als „Mutter in Christo“ verehrt und später einfach „Mutter Anna“ genannt. In ihren Verkündigungen glaubte sie Zeugin der Handlungen zu sein, durch die die ersten Menschen das Paradies und die irdische Glückseligkeit verlernt hatten; diese Tat, behauptete sie, sei der Grund, warum sich Gott von der Menschheit abgewandt habe, und niemand sei der Rückkehr zu seiner Gnade fähig, so lange er der natürlichen Vermehrung des Geschlechtes oder der Befriedigung seiner sündhaften Gelüste lebe.

Von den Behörden verfolgt und vom Volke verspottet, entschloß sich diese sonderbare Heilandin, welche beinahe an die vor einigen Jahren in Südamerika aufgetretene „Jesufin“ erinnert, im Jahre 1774 endlich zur Auswanderung nach Amerika. Hier ließ sie sich mit 8 Jüngern, den einzigen, die ihr gefolgt waren, in der Nähe von Albany nieder, und nach vielen Entbehrungen und Mühseligkeiten in der Wildnis gelang es ihr, ihren Lehren in der Umgebung Eingang zu verschaffen und das Häuflein ihrer Anhänger immer mehr zu vergrößern. Von Neu-Libanon, wo die meisten Befehrungen stattfanden, verbreitete sich die neue Lehre nach Massachusetts und Connecticut; Mutter Anna reiste von Ort zu Ort, predigend und beratend und „Wunder tuend“, indem sie die Kranken heilte durch das Auflegen ihrer Hände oder den Bösen ihre Schlechtigkeiten und ihre Sünden offenbarte. 1784 starb Anna Lee zu Waterliet, New-York. Sie war eine demütige, fromme, praktische Frau und ihre vernünftigen Ratschläge gaben ihr Ansehen und Einfluß bei ihren Anhängern, die meist aus den Bauern und Tagelöhnern der Umgegend bestanden.

Eine Shakergesellschaft besteht aus zwei Klassen oder Orden, dem Noviziat und dem Kirchenorden. Im Leben beider ist wenig Unterschied; aber den Noviziatfamilien werden alle Neuaufgenommenen zugewiesen, ihre Ältesten empfangen zugleich fremde Besucher und überhaupt unterhalten sie eine etwas nähere Verbindung mit der Außenwelt wie die Kirchenfamilien.

Die Shakerfamilie zählt meistens zwischen 30 und 90 Mitglieder, Männer und Weiber, nebst einigen Kindern, die von der Familie adoptiert sind oder bei ihr als Lehrlinge arbeiten. Die Mitglieder leben zusammen in einem geräumigen Gebäude, dessen obere Stockwerke in Zimmer von verschiedener Größe abgeteilt sind. Je vier bis acht Personen bewohnen ein Zimmer, das mit ebenso vielen einfachen Betten, dem nötigen Waschzeug, einem kleinen Spiegel, einem Ofen, einem Schreibtisch und einer beträchtlichen Anzahl Stühlen versehen ist, welche, wenn unbenützt, an Pflöcken an der Wand hängen. Ein breiter Gang trennt die Schlafzimmer der Männer von denen der Frauen, selbstgemachte Teppiche bedecken den Fußboden, sind jedoch nie, wie sonst gewöhnlich in amerikanischen Wohnhäusern, angenagelt. Im Parterre befinden sich die Küche und die Speisekammer, sowie der gemeinschaftliche Eßsaal. Das Wohnhaus umgeben die zu den

gewerblichen Zwecken der Gesellschaft bestimmten Gebäude, der „sisters shop“, wo Schneiderei, Korbflechten und andere weibliche Arbeiten verrichtet werden, der „brothers shop“, wo die Männer allerlei Handwerk üben, dann das Waschhaus, das Obsthaus, der Holzschuppen und nicht selten Werkstätten, Sägemühlen u. dgl. Allenthalben bemerkt man mit Vergnügen die gewissenhafteste Genauigkeit und Reinlichkeit.

Die geistliche und weltliche Verwaltung der Shakergemeinde liegt in den Händen eines aus nicht weniger als drei Personen zusammengesetzten Konsistoriums (ministry). Der oder die erste des Konsistoriums ist das Haupt der Gesellschaft. Das Konsistorium ernennt die Geistlichen, Ältesten und „Deacons“, besetzt die Ämter und sendet Missionäre in die Welt. Die Ernennungen dieser Behörde müssen jedoch, um volle Gültigkeit zu erlangen, von der versammelten Gemeinde bestätigt werden. Die äußeren Geschäfte werden von den Diakonen oder Diaconissinnen besorgt, die zugleich für den Unterhalt und die Bequemlichkeit der Familie zu sorgen haben, die Besetzung der Arbeitsfächer durch entsprechende Personen überwachen zc.

Alle Mitglieder sind gleichmäßig gehalten, eine ihrer Geschicklichkeit entsprechende Handarbeit zu treiben, eine Regel, der sich selbst die obersten Leiter der Gemeinde nicht entziehen dürfen. Um halb 5 oder 5 Uhr, je nach der Jahreszeit, wird aufgestanden, um 6 oder halb 7 gefrühstückt, um 12 zu mittag und um 6 zu abend gegessen. Gegen 9 oder halb 10 Uhr ist jedermann zu Bett. Diese einfache Lebensweise, die Regelmäßigkeit der wiederkehrenden Beschäftigungen und eine zwar reichliche, aber nicht schwer verdauliche Kost machen die Shakers zu zufriedenen und gesunden Menschen, welche nicht selten ein bedeutendes Alter erreichen. Das Fehlen jeder Aufregung und ihre Gleichgiltigkeit gegen den materiellen Fortschritt und die Vorgänge der Außenwelt überhaupt, ihre Abneigung gegen weltliche Literatur, die Erzeugnisse der Künste, der Wissenschaften usw. stempeln diese eigentümlichen Gemeinden zu einer Gesellschaft von modernen Mönchen und Nonnen, welche von ihren katholischen Brüdern und Schwestern des Mittelalters nur durch ihren Fleiß, ihre Keuschheit, Demut und Gottesfurcht verschieden sind.

Die Shakers bekennen sich zur Gleichheit und Gleichberechtigung beider Geschlechter und erwarten den Tag, wo es den Frauen gestattet sein wird, auch in der Außenwelt Ämter zu bekleiden. Übrigens sind sie in der Trennung der Geschlechter so vorsichtig als möglich. Die Männer dürfen den Frauen nicht die Hand schütteln, die Einen essen von den Andern getrennt, arbeiten getrennt, beten getrennt und besuchen einander nur nach den von den Ältesten vorgeschriebenen Regeln. Die Gesellschaft besitzt eine jeden Monat erscheinende Zeitung, in welcher ihre Lehren und Ansichten geschickt und klug verfochten werden.

Die Amana-Society ist weniger alt, aber blühender als die der Shakers. Ihre ersten Anhänger, deutsche Pietisten, die von der hessischen Regierung verfolgt wurden, weil sie sich weigerten, Waffen zu tragen und in den Krieg zu ziehen, ließen sich im Jahre 1843 im Staate Iowa nieder, wo sie jetzt 28.000 Acres Land besitzen und 1800 Seelen zählen, die auf sieben Dörfer verteilt sind. Neue Robinsons, wußten sie sehr schnell sich selbst zu begnügen und legten, nicht zufrieden mit der landwirtschaftlichen Arbeit, eine Mühle, eine Lohgerberei, Werkstätten für Druckerei und Buchbinderei, eine Seifenfabrik und eine augenblicklich sehr renommierte Pepsinfabrik an, wurden Schneider, Zimmerleute usw. In jedem Dorfe befinden sich mehrere Restaurants, die 30 bis

50 Personen fassen können. Zur Zeit der Mahlzeiten begeben sich alle dorthin, aber die Männer speisen abseits der Frauen, die ihrerseits wieder von den Kindern getrennt sind. Denjenigen, die den ganzen Tag auf den Feldern zu bleiben gezwungen sind, bringt man die Mittagmahlzeit. Die Kosten für die Kleidung sind genau festgesetzt: 200 Francs für einen Mann, 125 Francs für eine Frau, 25 bis 50 Francs für ein Kind. In jedem Dorf ist ein Laden, der die notwendigen Kleidungsstücke liefert. Das Erziehungssystem ist außerordentlich praktisch und geeignet, die individuelle Initiative zu entwickeln. Von 7 bis 14 Jahren gehen die Kinder das ganze Jahr in die Schule, vom 14. bis zum 20. Lebensjahre besuchen sie dieselbe nur während des Winters. Im übrigen wird nur der Morgen (von 8 Uhr bis mittag) dem Schulunterricht gewidmet, der in deutscher Sprache erteilt wird; nebenher wird auch englisch gelehrt. Die Lehrer sind Mitglieder der Gemeinschaft, haben aber die gewöhnlichen Examina bestanden. Während der Nachmittage müssen die Kinder an den industriellen oder landwirtschaftlichen Arbeiten, je nach ihrem Geschmacke, teilnehmen. Der Anblick der Dörfer ist für das Auge geradezu bestechend, denn alles bezeugt dort eine peinliche Sauberkeit, und man sieht in den Straßen weder eine Kuh, noch Schweine, nicht einmal einen zwecklos vor einem Hause stehenden Wagen. Das Innere wird mit größter Sorgfalt in tadellosem Zustande erhalten; die Wohnungen sind mit Blumen und Bäumen geschmückt und umgeben und bilden die Zuflucht zahlreicher Vögel, die dort die freundlichste Aufnahme finden. Die Gärten sind wahre Mustergärten. In jedem Dorfe gibt es nur eine Scheune, die allen gemeinsam ist. Obwohl die Mitglieder der Gemeinschaft gegen Arme sehr mildtätig sind, entfernen sie doch aus ihren Dörfern die faulen und berufsmäßigen Bettler. Ein Gefängnis fehlt in allen Dörfern, auch findet man dort keine Kneipen, die Getränke ausshenken, wohl aber ein Hotel zur Aufnahme von Fremden. Das Band, das alle Mitglieder untereinander verbindet, ist wie bei den Shakers religiöser Natur. Sie glauben an die Inspiration der Bibel und an die Autorität des neuen Testaments. Gott ist nach ihnen, wie ehemals, in der Welt gegenwärtig und hat nicht die Art seiner Manifestation geändert. Hauptsache ist ein heiliges Leben, Kenntnis der Gebote Gottes aus der Bibel, Unterwerfung unter seinen Willen und Liebe zu ihm. Jeder unter ihnen hat das Recht zu predigen und zu lehren, wenn er sich vom göttlichen Geiste inspiriert fühlt.

Die Kleidung der Leute ist einfach, Schmuck ist den Frauen nicht gestattet, sie dürfen das Haar nicht lose tragen, und mit großer Sorgfalt hält man die Geschlechter voneinander getrennt. Knaben dürfen nur mit Knaben, Mädchen nur mit Mädchen spielen. Mit 24 Jahren darf der Mann heiraten; die Ehe gilt indessen nicht als eine verdienstliche Handlung, und die Hochzeitsfeier ist von der einfachsten Art. Die Frauen sind von den Beratungen, sowie von allen Untern ausgeschlossen, im übrigen arbeiten die Amanisten, die ausgezeichnete Landwirte sind und einen vortrefflichen Viehstand haben, nicht hart, sondern nehmen das Leben gerne von der bequemen Seite. Sie sind stolz auf ihre Gleichheit und das bewußte Aufgeben ihres individuellen Willens zu gunsten des öffentlichen Wohles. Die Gesellschaft besitzt ungefähr 3000 Schafe, 1500 Stück Vieh, 200 Pferde, 2500 Schweine, hat keine Schulden und einen bedeutenden Betrag auf Zinsen angelegt. Die Amana-Society ist in Wirklichkeit die einzige Kommunistengesellschaft, die prosperiert. Im Jahre 1890 schätzte man das Kapital in den Vereinigten Staaten pro Kopf auf 1368 Francs; in dem Fowastaate betrug dieses Kapital 1367 Francs, in der Amana-Society 1222 Francs. Heute

beträgt das Kapital in den Vereinigten Staaten auf den Kopf der Bevölkerung 4104 Francs, in der Amana-Society ist es 3758 Francs. Man muß indessen hinzufügen, daß die Society eine große Anzahl Kinder und Greise zählt, die unter dem Durchschnitt besitzen, und das erklärt wahrscheinlich den Unterschied zwischen den beiden genannten Ziffern. Sicher aber wird eine wirtschaftliche Minderwertigkeit — wenn eine solche tatsächlich vorhanden sein sollte — reichlich ausgeglichen hinsichtlich der Sitten und der schönen Harmonie, die nicht unter allen anderen Gemeinschaften herrscht.

Eine ehemals bedeutende kommunistische Gesellschaft ist die Gemeinde Harmonie zu Economy in Pennsylvanien. Die Gegend um Economy ist eine der lieblichsten am Ohio-River; der Ort liegt inmitten einer reichen Ebene mit schwellenden Hügeln im Rücken, die ihn vor kalten Winden im Winter schützen, einer weiten Fernsicht den Fluß hinab und einem malerischen Blick auf die Hügel des jenseitigen Ufers. Die wohnlichen Häuser sind theils aus Holz, theils aus Ziegelsteinen ausgeführt und mit einem genügenden Garten umgeben. Fast an jedem Hause sind Nebspaliere gezogen, die so geschnitten sind, daß sie es auf halber Höhe wie mit einem Kranz umrahmen. Die Bevölkerung besteht aus den überlebenden Mitgliedern der Gemeinde, meistens älteren Personen, einigen 100 gemieteten Arbeitern und Kindern. Die ganze Bevölkerung ist deutsch, und deutsch ist die Sprache, die man gewöhnlich hört und in der auch der gemeinsame Gottesdienst gehalten wird, obwohl jedermann englisch versteht.

Georg Rapp, Gründer und Vorsteher der Gemeinde bis 1847, wurde im Jahre 1767 in Württemberg geboren. Ein Mann voller Tatkraft und Talent, aber ohne eine genügende geistige Ausbildung, begann er, unzufrieden mit der bestehenden Ordnung geistlicher und weltlicher Dinge, sich in seinem dreißigsten Jahre einen kleinen Anhang zu bilden, dem er des Sonntags in seiner Wohnung predigte. Die Geistlichkeit, welche diesen Eingriff in ihr Amt nicht dulden wollte, verfolgte Rapp und seine Freunde; man legte ihnen Geld- und Gefängnisstrafen auf und vermehrte dadurch nur die Zahl seiner Anhänger. Man verklagte sie als Separatisten und sie hatten den Mut, den Namen anzunehmen. Mit Hilfe der Verfolgungen des Klerus gelang es Rapp, in einigen Jahren nicht weniger als 300 Familien um sich zu versammeln, mit denen er sich im Jahre 1803 entschloß, nach Amerika auszuwandern, wo sie sicher waren, Gott in ihrer Weise anbeten zu dürfen. Rapps Anhang scheint zum großen Teil aus Bauern und Handwerkern bestanden zu haben. Einige waren darunter, die eine bessere Erziehung genossen haben mochten und sich einer höheren gesellschaftlichen Stellung erfreuten als die übrigen, etliche wenige besaßen ein für Auswanderer jener Zeit beträchtliches Vermögen, fast keiner entbehrte aller Hilfsmittel, und ein jeder war arbeitsam. Anfänglich behielten die Familien ihr Eigentum in getrenntem Besitz, und erst im Jahre 1805 geschah eine feierliche Übereinkunft, wonach sie ihre gesamte individuelle Habe zum Gemeingut ihrer Gesellschaft machten, sich verpflichteten, einfache, nach gleichem Schnitt gefertigte Kleidung zu tragen und nur für das gemeinschaftliche Beste zu arbeiten.

Bei ihrer Ankunft in Amerika hatte sich ein Teil der Ansiedler von dem Haupttrupp getrennt, um auf eigene Faust sein Fortkommen zu finden. Die hierdurch sehr zusammengeschmolzene Gemeinde wurde jetzt durch fünfzig neue Familien verstärkt, so daß sie nun mit Einschluß von Weibern und Kindern nicht ganz 750 Mitglieder zählte. Zum Glück für die Gesellschaft waren die Mitglieder lauter gewöhnliche Arbeiter. Bald waren große Strecken des neu angekauften Landes urbar gemacht, eine Sägemühle, eine Gerberei und ein Waren-

lager eingerichtet und ein kleiner Weinberg bepflanzt. Rapp, der ihr weltlicher Führer war, versah zugleich das Amt eines geistlichen Oberhirten. Er empfahl ihnen einen aufrichtigen, streng religiösen Lebenswandel; sie sollten weder um Reichthum arbeiten, noch ängstlich nach künftigen Glücksgütern spähen; die Ankunft des Herrn siehe bevor, und dieser sollten sie entgegensehen, als seine von der Welt geschiedenen Auserwählten.

Bis dahin lebten die Rappisten in Familien und begünstigten oder gestatteten wenigstens die Ehe. Aber als im Jahre 1807 „inbrünstiger religiöser Eifer“ die Gemeinde ergriff, beschloß man die Einrichtung der Ehe aufzuheben, um fortan ein, wie man glaubte, den Lehren Christi angemesseneres Leben zu führen. Eine Anzahl der jüngeren Leute, welchen keinen Beruf zum Böhlibat verspürten, traten aus, aber die Übrigen hielten an ihrem Gelübde fest und die Geburten hörten von dieser Zeit an auf. Die bereits Verheirateten wurden nicht einmal getrennt, sondern lebten von nun an als Bruder und Schwester wie vorher als Mann und Frau zusammen, und gleichwohl wird kein einziger Fall berichtet, in welchem das Gelübde der Enthaltbarkeit gebrochen worden wäre!

Nach und nach entdeckte man, daß man eine ungünstige Lage zur Niederlassung gewählt hatte. Es wurden daher 30.000 Morgen Land in Indiana angekauft, wohin die Gesellschaft um 1814 übersiedelte, nachdem sie ihr ganzes Grundeigentum in Pennsylvanien, mit allen seinen wertvollen Verbesserungen, Gebäuden usw. um den Preis von 100.000 Dollars verkauft hatte. Dort bauten sie an den Ufern des Wabash das Städtchen Eintracht (Harmony), dehnten mit der schon gewonnenen Erfahrung schnell ihr Unternehmen weiter aus und erhielten einen neuen Zuwachs von 130 Personen aus der Heimat. Jetzt wurde auch auf Rapps Veranlassung das Buch, worin der ursprüngliche Betrag eines jeden Mitgliedes verzeichnet stand, „zur Beförderung größerer Eintracht und Gleichheit zwischen den alten und den neuen Mitgliedern“, verbrannt.

Aber unfreundliche und feindselige Nachbarn und böse Fieber in den ungesunden Niederungen des Wabashtales zwangen die Harmonischen, abermals ihren Wohnsitz zu ändern. Nachdem sie ihre Ländereien weit unter dem Werte losgeschlagen hatten, kauften sie ihr heutiges Eigentum zu Economy im Staate Pennsylvanien und siedelten sich im Jahre 1825 daselbst an. Hier erreichten sie eine bis dahin nicht gekannte Blüte: Sägemühlen und verschiedene Fabriken wurden errichtet, Obstgärten und Weinberge angelegt und mit der Pflege der Seidenraupe begonnen, mit welcher sie bald solche Erfolge erzielten, daß die Sonntagskleider der Männer und Frauen aus selbstgezogenem, selbstgesponnenem und selbstgewobenem Seidenstoff bestanden. Beim Bau ihrer neuen Stadt entfalteten sie Geschicklichkeit und Geschmac, ohne von ihrer hergebrachten Einfachheit abzuweichen, und Economy gilt selbst heute noch als ein Muster von trefflicher Bauart und vernünftiger Einrichtung. „Vater Rapp“ erhielt ein etwas größeres und geräumigeres Wohnhaus, das sich aber sonst keineswegs von den anderen unterschied. Dasselbe steht der Kirche gegenüber und hat einen geräumigen Garten, der jedermann zugänglich war, und in dem an Sonntagen des Nachmittags und an schönen Sommerabenden die Musik spielte. Im Jahre 1831 trat indessen ein Ereignis ein, welches den Fortbestand dieser zufriedenen Gemeinde in Frage stellte. Ein deutscher Abenteurer, der sich Graf Maximilian von Leon nannte, wußte sich in das Vertrauen vieler Mitglieder einzuschmeicheln, die er zum Abfall zu bereden suchte. Es gelang ihm, etwa ein Drittel derselben auf seine Seite zu bekommen, und ein Vergleich kam zustande: den Abtrünnigen wurden 105.000 Dollars ausbezahlt, wogegen sich diese verpflichteten, Economy

binnen drei Monaten zu verlassen, nur ihre Kleider und Haushaltsgegenstände mitzunehmen und allen Ansprüchen auf das Eigentum der Gemeinde zu entsagen.

Unter ihren einfachen Konstitutionen hatte die Gesellschaft 70 Jahre lang geblüht. Musik und Blumen sind bei ihren Mitgliedern beliebt, fast alle können Musik lesen, und nur wenige haben gar kein Instrument gelernt. Die Inassen eines jeden Hauses kochen für sich, Brot und Fleisch werden je nach Bedürfnis ausgeteilt. Der Schneider sucht seine Ehre darin, daß kein Mitglied zerrissene Kleider, der Schuster, daß keines zerrissene Schuhe trägt. Das Eigentum der Gemeinde wird heute auf 2 bis 3 Millionen Dollars geschätzt. Die Fabriken sind geschlossen — warum sollte noch darin gearbeitet werden — und die Leute leben still in ihren einfachen und hübschen Wohnungen. Ihr Ziel ist die Wiederkunft des Heilands, und sie kümmern sich nicht darum, was nach dem Aussterben der letzten Mitglieder aus ihrem großen Vermögen werden wird. „Der Herr wird uns den Weg zeigen,“ das ist die Antwort zu Economy auf solche Fragen. „Wir haben ihm nicht umsonst vertraut bis hierher, wir vertrauen ihm noch. Er wird uns ein Zeichen geben.“ Es dürfte nicht mehr sehr lang währen, daß die Gesellschaft Harmonie ihre Auflösung aussprechen wird, wie es bereits eine andere kommunistische Gesellschaft im Staate Ohio, „die separatistische Gesellschaft von Zoä“ im Jahre 1898 getan hat.

Unter den Gemeinden religiösen Ursprungs sind noch zwei zu nennen, denen eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Die im Jahre 1848 von Amerikanern gegründete Oneida Community hat als religiöse Grundlage den Wunsch einer persönlichen Vereinigung mit Gott. Aus diesem Grunde halten ihre Mitglieder nicht nur die Gemeinschaft der Güter, sondern auch die der Personen für löblich, indem sie erklärten, daß die Liebe nicht egoistisch sein dürfe. Der Verkehr der Geschlechter miteinander ist dennoch keineswegs ausschweifend oder zügellos; vielmehr ist er besonderen Bestimmungen unterworfen, die niemand zu übertreten wagt. Im allgemeinen gilt die Regel, daß jüngere Männer Beziehungen zu Frauen von reiferem Alter haben müssen und umgekehrt. Die Kinder werden nach den Grundätzen und Vorschriften der modernen Hygiene aufgezogen und die Ammen rekrutieren sich aus „freiwilligen Müttern“. Bei der sehr großen Sittenreinheit der Gemeinde rief dieser Zustand nicht, wie man hätte erwarten sollen, Unruhen hervor, aber dennoch protestierten die Bewohner der Nachbarschaft gegen diese Polygamie, und die Ehe wurde im Jahre 1880 in der Gemeinde eingeführt, die sich kurz darauf insolge einer Zerplitterung in eine Aktiengesellschaft umwandelte. Dieser geht es übrigens augenblicklich gut: ihre 225 Mitglieder besitzen ein Kapital von über 750.000 Dollars.

Sehr eigentümlich ist auch die „weibliche Republik“ (The Womens Commonwealth), die vor etwa 24 oder 25 Jahren gegründet wurde. Eine bestimmte Anzahl von Frauen vereinigte sich zum gemeinsamen Gebet und zum Studium der Bibel. Kurze Zeit darauf forderten sie die gleichen Rechte, wie ihre Ehemänner und die Verfügung über die Hälfte der Einnahmen. Natürlich weigerten sich ihre Gatten hartnäckig, ihnen diese Rechte zuzugestehen. Da fasten jene den Entschluß, zur Selbsthilfe zu schreiten, und gründeten vorerst ein Waschanstalt, dann ein Hotel und erwarben schließlich ein Kapital, mit dem sie sich in Texas im Jahre 1898 niederließen. Augenblicklich sind sie 24 an Zahl und leben allen, vollständig getrennt von ihren Gatten: sie betrachten den Zölibat als wesentlich, um ein höheres geistiges Leben zu führen. Übrigens reisen sie viel, besuchen Theater, treiben Musik und scheinen in gutem Einvernehmen zu leben. Sie haben

nicht etwa Männer von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, aber tatsächlich ist nur das weibliche Element in ihr vertreten.

Die Gemeinschaften mit sozialistischen Grundsätzen sind fast alle neueren Datums und ein Urteil über sie ist deshalb schwer abzugeben. Die „Ruskin



Japanische Dame zu Hause. (Zu S. 397.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Commonwealth" entstand auf folgende Weise: M. Wahland gab eine sozialistische Zeitung heraus „The coming Nation" (die zukünftige Nation), die sofort einen bedeutenden Erfolg hatte. Im Laufe von 6 Monaten hatte sie 14.000 Abonnenten. Nun verkündete sie dem Publikum ihre Absicht, aus den Erträgnissen der Zeitung eine kommunistische Gesellschaft zu gründen. Dazu wäre ein gewisses Kapital nötig, das nur dann schnell zusammengebracht werden könnte,

wenn die Zeitung mindestens 100.000 Abonnenten habe. Man würde so ein Einkommen von 115.000 Francs jährlich haben, und das würde den Ankauf eines Grundstückes ermöglichen. In der Tat erreichte Mister Wayland seinen Zweck und ließ sich mit seinen Jüngern in Tennessee, dann in Georgien nieder. Häufige innere Streitigkeiten schaden dem Gedeihen des Werkes, so daß die Zahl ihrer Mitglieder von 250 auf jetzt 140 sank und neue Austritte in Aussicht sind. Ähnliche Gesellschaften sind die Brotherhood of Cooperative Commonwealth in Maine, The Industrial Brotherhood mit einem umfangreichen Programm usw.



Tanz und Gesang von Geisehas. (Zu S. 397.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Griechische Walddörfer am Bosphorus.

Von Fritz Braun in Konstantinopel.

Zu beiden Seiten des Bosphorus dehnen sich noch heute mächtige Waldgebiete, in denen eine spärliche griechische Bevölkerung ein verhältnismäßig armes Leben führt. Östlich von der herrlichen Meerenge ziehen sich die Wälder über Housseini und Kilidji tief hinein in Gebiete, die der geographischen Wissenschaft noch heutzutage als terra incognita gelten müssen und westlich vom Bosphorus haben wir den ausgedehnten Hochwald von Belgrad und Phrgos.

Hier wie dort ist das Land hügelig, ein unentwirrbares Durcheinander von Hügeln und Tälern, Kämmen und Mulden. In tiefeingerissenen Langtälern

strömen die Gewässer aus dem Inneren drei Meeressteilen zu, dem Schwarzen Meer, dem Bosporus und der Marmara.

Alle Flüsse sind überaus reich an Nebenbächen. Im Schutt und in der Moräne werden Erosionsrinnen leicht wieder verschüttet; hier im Felsgestein bleibt die geringste Furche bestehen und wird tiefer und tiefer eingeschnitten. Auf einer Strecke von 10 Kilometer münden oft 18 Erosionsrinnen in einen Flußlauf und alle stellen mehr oder minder tiefe Schluchten dar. Unter diesen Umständen kann man sich leicht denken, daß wir nicht übertrieben, wenn wir dieser Hügellandschaft das Beinwort unentwirrbar gaben.

Der Hochwald, der in diesem Gelände aufragt, besteht ausschließlich aus Laubbäumen, vor allem aus Eichen, Rot- und Weißbuchen, um deren schlanke Stämme sich biegsame Lianen und enganschmiegender Epheu winden. Die Lichtungen des Hochwaldes bedeckt in der Regel ein Mittelthing zwischen Scrub und Wald. Steineichen, Oleander, Besenheide vor allem bilden ein engverwachsenes Dickicht, das dem Wildschwein und dem furchtsamen Ducker, dem Hasen, prächtige Verstecke bietet.

Kleinere Dörfer fehlen dieser ausschließlich von Griechen bewohnten Waldwilderis fast gänzlich. In jeder Quadratmeile finden wir einen einzigen ansehnlichen Ort in größerer oder kleinerer Lichtung, wie sie der Holzbedarf der Bewohner geschaffen hat. Der Holzbedarf sagen wir, denn Ackerbauer sind diese Griechen kaum zu nennen. Wohl finden wir in der Dorfmark an den Hängen des Flußtals Weizenäcker und Tomatenfelder, aber bei Ortschaften von 900 bis 1500 Einwohner sind sie alle zusammen kaum 200 preußische Morgen groß.

Die Lage an einem Flußlauf ist allen griechischen Orten in unserer Gegend gemein. Wohl gibt es zwei oder drei Ausnahmen (z. B. das genannte Kilsidji); diese Dörfer liegen aber wenigstens an dem Ausgangspunkt einer Erosionsschlucht, die sich auf einen größeren Flußlauf öffnet.

Da nun die Sohle der Flußtäler durchschnittlich sehr eng ist und zumeist kaum 100 Meter beträgt, stehen die Häuser vornehmlich an den Abhängen. Dadurch wird auch bedingt, daß sie sich nur selten zu Dorfstraßen ordnen können. Hier und dort, wo am Abhang ein kleines Plateau, eine geräumige Stufe zur Siedelung einlud, hat der Mensch seine Heimstätten aufgeschlagen; scheinbar regellos, wie weidende Ziegen, haften sie am harten, felsigen Abhang.

Zwischen den Häusern hat die Erosion lustig weiter geschafft und tiefe Rinne in die Hänge gefressen. Vor Zeiten fiel es wohl einmal der Gemeinde ein, diesen oder jenen Dorfweg zu pflastern. An Ausbesserung entstandener Schäden hat aber niemand gedacht, so daß von dem Glanz vergangener Tage heute oft nur noch eine einzige Reihe von Pflastersteinen übrig ist. Auf dem schmalen Pfad kann niemand mehr wandern, deshalb pilgert alles rechts und links in den Rinnensalen und hilft dem eifigen Wasser gutnützig bei seiner eifigen Tätigkeit. So kommt es, daß man inmitten der Siedelungen einen Bergstock oft nötiger hätte als draußen im Freien.

Wozu aber auch Wege? Die Lasten trägt ja das kleine Pferd und der ausdauernde Esel und beide können fast noch besser klettern als der Herr der Schöpfung und seine lärmende Nachkommenschaft, die zwischen den Häusern kindischen Spielen nachgeht. Auch an diesen Wegen sehen wir, daß wir es nicht mit Ackerbürgern zu tun haben, daß kein behäbiger Pflugstier auf ihnen schreitet, keine lastenden Erntewagen der Wohnung zuschwanfen.

Wenn es der Raum nur irgend gestattet, finden wir an irgend einer Stelle einen weiteren Platz, oft beschattet von dem Laubgebirge einer riesigen

Platane. Was dem Deutschen die Linde, dem Gallier die Ulme ist, ward dem Griechen und Orientalen dieser mächtige Baum mit den großen, schöngeformten Blättern. An diesem Platz wohnt der Bacal, Gastwirt und Kaufmann zugleich. Wie in den sogenannten Hakenbuden der niederdeutschen Ebenen findet der Dörfler hier alles, was er in der Wirtschaft bedarf, Lichter und Garn, Holzschuhe und Zündhölzer, Gewürze und Kaffee.

Berauschte Getränke spielen in dem Umsatz des Bacals sicher nicht die Hauptrolle. Der griechische Hinterwäldler ist mäßig und muß zumeist auch jedes Zehnparastück bedachsam verwenden. So bietet denn der Bacal neben dem Raki, dem ziemlich leichten Mastischnaps, oft nur jungen Wein feil, der noch so wenig Alkohol enthält, daß er kaum ein berauschendes Getränk zu nennen ist.

Alles in allem entsprechen die ganzen Siedelungen durchaus nicht der Vorstellung, die wir von einem Dorfe haben; eher können wir sie als stadtähnliche Flecken bezeichnen.

Wie wir schon betonten, kommt unter den Erwerbszweigen der Ackerbau durchaus nicht oben an, eher schon der Hirtenstand. Doch finden auch bei diesem Beruf nur verhältnismäßig wenig Leute Beschäftigung. Für die paar Ziegen, die zumal die ärmeren Familien halten, einen eigenen Hirten anzustellen, wäre ein schlechtes Geschäft. Deshalb wird eine große Zahl der schlappohrigen Milchspender von den verschiedenen Besitzern zu einer Herde vereinigt und einem Hirten anvertraut. Unmüßig kehren die Tiere wieder zu dem heimischen Stall zurück und begehren meckernd Einlaß und Herberge.

Weit mehr Leute erwerben als Holzfäller ihren Unterhalt. In den weiten Wäldern schlagen sie eine Esels- oder Pferdelaft Reifig und treiben das beladene Tier zu den volkreichen Orten am Bosporus oder nach Konstantinopel selbst, wo sie stets willige Abnehmer finden.

Anderer wieder bleiben in den Wäldern zurück und schichten Reifig und Baumzweige zum kegelförmigen Weiler, um die vielgebrauchte Holzkohle herzustellen. Nur selten werden große Bäume hierzu verwandt, Hölzer von der Dicke eines Stuhlfußes sind ja viel bequemer zu erlangen, viel bequemer auch zu transportieren. Ob dieses Verfahren vom forstwirtschaftlichen Standpunkt richtig ist, danach fragt kein Grieche; der Herrgott läßt's ja wachsen und Wald ist ja immer noch genug vorhanden.

Daneben wird von Köhlern und Holzfällern mit wahrer Begeisterung die Jagd geübt. Fast jeder nennt ein Donnerrohr sein eigen und versteht es zu führen. Zumeist sind es zu Vorderladern umgeschmiedete Zentralfuehrflinten, da es hier zu Lande den Leuten zu kostspielig ist, die zu den Hinterladern nötigen Patronen zu beschaffen. Die Jagd ist hier im Walde völlig frei, nicht gezeigelt, aber tatsächlich. Nach dem Jagdschein fragt man nur in den größeren Orten am Bosporus und würde ein türkischer Beamter im stillen Wald an den griechischen Jäger so unbequeme Fragen richten, so würden ihm die Vöglein wohl bald sein Sterbelied singen.

So hat denn die Sache nur einen Haken, es ist nämlich recht schwer Jäger zu sein, wo es kein Wild mehr gibt. Jedes Geschöpf, das mehr als faustgroß und nicht völlig ungenießbar ist, wird gejagt und vertilgt. So ist denn der Hase fast völlig ausgerottet und nur Rehe und Wildschweine sind übrig geblieben. Von den ersteren stehen nach unserer Schätzung auf der Quadratmeile höchstens 10, von den zahlreicheren Schweinen vielleicht 16 bis 20 und auch diese wären längst verschwunden, gäbe es nicht im Lande noch Wälder türkischer Paschas, in denen die gehegten Tiere eine Zuflucht finden.

So bleiben denn nur Holztauben, Steinhühner und Drosseln als jagdbares Wild übrig, zu denen zur Herbst- und Winterszeit noch die Schnepfe kommt. Glückt es einmal, ein halbwüchsiges Schwein zu schießen, so ist Festtag in der Familie des glücklichen Jägers, denn die Summe, die er für die Jagdbeute löst, bedeutet für ihn schon ein Kapital.

Nach alledem, was wir vom Leben und Wandel dieser Griechen berichteten, müssen wir erwarten, sie daheim in ärmlicher, dürftiger, wenig einladender Wohnstatt wiederzufinden. Und doch ist dem nicht so, die einfachen Holzhäuser, an denen nur der unterste Teil der Wände und der Schornstein aus Lehmzugen und Steinen besteht, sehen zumal im Inneren durchaus nicht abschreckend aus, denn ihre Besitzer haben eine Tugend, die auch ärmliche Habe verklärt, die Tugend der Sauberkeit.

Die Brandwände, von Brandmauern kann man bei Holzhäusern ja kaum reden, sind überall mit dünnen Bretterchen benagelt, die Rässe und Feuchtigkeit von den festeren Wandbrettern abhalten sollen. Hat der Besitzer es dazu übrig, so treten an der Giebelwand geräumige Erker hervor, die lauschige, leider aber ebenso zugige Winkel der Wohnräume bilden. Keller und Fundamente gibt es bei diesen Häusern kaum jemals; treten wir durch die Tür, so stehen wir auf demselben Schieferboden, wie auf der Dorfstraße, ja zumeist können wir die Wirkungen der Erosion noch auf dem Estrich verfolgen.

In einer Ecke steht der Webstuhl, an dem heute noch wie zu den Zeiten Homers schwarzhäufige Frauen und Mädchen singen und schaffen. Hier ist auch der offene Herd, über dessen Heißfeuer der Dreifuß steht.

Vor der sauberen Treppe, die in die oberen Gemächer hinaufführt, finden wir fast immer eine Anzahl Holzpantoffeln zum Anziehen bereit, denn die griechische Hausfrau würde es uns gar sehr verdanken, wollten wir mit schmutzigen Stiefeln ihre feinen Strohmatte verunreinigen.

Die vielen Fenster geben den Zimmern ein liches, freundliches Aussehen, und wenn die Dielen auch selten zusammenschließen, so sind sie doch so peinlich sauber, wie das Deck eines hölzernen Kriegsschiffes. An den Wänden entlang ziehen sich sofaähnliche Polster, gefüllt mit Wolle, bedeckt mit weißem Linnen, ein ärmlicher aber ästhetischer Hausrat.

Möbel fehlen fast gänzlich, Decken und Leinwand sind in geräumigen Wandschränken untergebracht und für Heizung muß das Kohlenbecken, oft ungenügend, sorgen. Das ganze, so ärmlich es ist, macht doch einen harmonischen, wohllichen Eindruck; es will eben nicht mehr bedeuten, als es ist, mag wohl ärmlich sein, aber nicht armelig. Bettgestelle kennt man im griechischen Hause nicht; man schläft auf den Polstern, und kommt ein Fremder zu Gast, so bereitet man ihm auf den Dielen sein Lager, so gut es die Linnen- und Polsterschätze des Hauses vermögen.

In öffentlichen Gebäuden gibt es zumeist nur die Schule und ein ärmliches Kirchlein. In größeren Dörfern ist sogar die Knaben- und Mädchenschule getrennt; hier lernen die ABC-Schützen ihr Lesen und Rechnen, hier hängen vor ihnen oft gute, deutsche Wandarten. Die griechischen Schulen leisten in ihrer Art durchaus Anerkennenswertes, selbst in den abgelegenen Waldorten. Man sollte den Griechen auch sonst mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen; wenn wir heute auch nicht mehr die Lichtgestalt eines Epaminondas, die gewaltigen Figuren eines Alkibiades und Pausanias unter ihnen erblicken, tüchtige, fleißige Menschen gibt es auch heute noch unter ihnen, tüchtige Menschen und eine fast homerische Einfachheit.

So ist es denn kaum zu verwundern, daß man gern immer wieder und wieder den Staub der Großstadt von den Füßen schüttelt und hinauszieht in den freien Wald, in die große Natur, in der unbeirrt um Kommen und Gehen der Menschen und ihrer Geschlechter dem späten Enkel die Sonne Homers leuchtet und leuchten wird.

Nachdruck verboten.

Die Japanerin einst und jetzt.

Von Leopold Katscher in Berlin.

I. Die Stellung.

In dem kleinen, aber höchst anziehenden Lande im äußersten Osten Asiens ist man (das heißt: Mann) von alters her der Meinung gewesen, die erste Pflicht des Weibes sei der Gehorsam. Die Tochter muß dem Vater, die Gattin dem Gemahl und seiner Mutter, die Witwe dem ältesten Sohn unbedingt gehorchen. Wie in China bleibt auch im Schwesterreich dem Mädchen nichts übrig, als sich mit dem Manne der Wahl — der Eltern zu vermählen. Das eigene Herz spricht dabei so wenig mit, daß ein japanisches Sprichwort besagt: „Mit dem Anlegen des roten Unterrockes hört die Liebe auf.“ (Dieses scharlachfarbene Wäschestück wird nämlich am Hochzeitstag getragen.)

Die Mädchen der mittleren und höheren Gesellschaftsschichten lernen seit sehr langer Zeit lesen, schreiben und musizieren, das sogenannte „Theezereemoniell“ und das „Blumenzereemoniell“. Auch das Lesen dichterischer Werke wird eifrig betrieben, die Hauptrolle aber spielt das Tanzen. Nach der Verheiratung durften die Frauen bislang absolut keinerlei geselligen Verkehr mit der Männerwelt pflegen und waren lediglich aufeinander angewiesen. Die harmlose, geistregende Geselligkeit, wie sie bei uns Sitte, ist in Japan verpönt. Vadet der Mann Gäste ein — und zwar können es nur Männer sein — so macht nicht etwa die Hausfrau die Honneurs. Sie muß vielmehr hübsch artig in den Frauengemächern bleiben oder sich auf ihre Art vergnügen, während das bei japanischen Festen ebenso wie bei uns unentbehrliche weibliche Element durch Geischas vertreten wird, berufsmäßige „Vergnügungskommissärinnen“, die dafür bezahlt bekommen, daß sie durch allerlei Künste, hauptsächlich aber durch persönliche Reize — Geist und Anmut — die Gäste unterhalten. Kurz, trotz aller neueren Begünstigungen der Gesetzgebung nehmen die „anständigen“ Damen im gesellschaftlichen Leben noch lange nicht jene Stellung ein, die ihnen vermöge ihrer sittlichen und geistigen Vorzüge gebühren würde.

Die Männer in Japan sind eben noch nicht modern genug, um den Wert der Weiber richtig würdigen zu können und daher verweigern sie ihnen in der Praxis noch immer die meisten Rechte. Dabei behandeln sie sie jedoch freundlich und liebevoll. Das mag auch der Grund sein, weshalb sich die Japanerinnen in der ihnen vom Manne vorgeschriebenen untergeordneten Rolle nicht unglücklich fühlen. Die meisten erkennen die Oberherrschaft der Männer demütig an und heißen sie gut. Übrigens ist die Japanerin, wie schon bemerkt, nicht nur ihrem Gatten Untertänigkeit und unbedingten Gehorsam schuldig, sondern auch ihrer Schwiegermutter. Im fernen Osten ist nicht, wie bei uns, die Mutter der Frau

zur gefürchteten oder lächerlichen Figur gestempelt worden, sondern die Mutter des Gatten. Diese besteht darauf, daß die Schwiegertochter sich ihr in allem und jedem unterordne und wacht mit Argusaugen darüber, daß der geliebte Sohn durch das Weib, das er heimgeführt, glücklich werde. Es gibt in Japan zahlreiche Schwiegermütter, die mit ihrer Bevormundung und ihren unerträglichen Mörgeleien die jungen Frauen derart quälen, daß diese im Selbstmord Erlösung suchen und finden. Da lobe ich mir doch unsere Schwiegermamas!

Man sollte meinen, daß die ewige Unterordnung unter den Willen anderer, die schwere Last der häuslichen Pflichten und der Kindererziehung — in Japan haben die Kleinen ein wahres Kinderparadies — die geistigen Fähigkeiten der Frauen gebrochen und sie zu Haushaltungsklavinnen herabgedrückt haben müssen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Das sanfte, bescheidene Weibchen mit der melodischen Stimme, den feinen Manieren und der würdevollen Haltung, dessen einziger Lebenszweck zu sein scheint, den Befehlen des Gatten und der Schwiegereltern zu gehorchen, das Haus und die Garderobe in musterhafter Ordnung zu halten, den Kindern eine aufopfernde liebevolle Mutter zu sein, kann, wenn die Umstände und Verhältnisse es erfordern, auch einen eisernen Willen bekunden. Wenn Ehre oder Pflicht auf dem Spiele stehen, verwandelt sich das sanfte Geschöpf oft in eine Heldin. Das Herz, das unter dem weichen „kimono“ schlägt, kann, wenn es gilt, die persönliche Ehre oder das gefährdete Vaterland zu verteidigen, ebenso stark pochen, wie das der alten samurai (Krieger) einst gepocht hat. Das zierliche Händchen ist heute noch ebenso bereit, zur Verteidigung der heiligen Erde Japans die Waffen zu schwingen oder den Dolch in die eigene Brust zu stoßen, um der Entehrung zu entgehen, wie es zur Zeit Alt-Japans gewesen, als man die Frauen mit Hellebarden umgehen lehrte, damit sie nötigenfalls die Frauengemächer verteidigen konnten. Während des letzten Krieges mit dem benachbarten China meldeten sich zahllose Frauen zum Kriegsdienst und waren entsetzt, als die Behörden sie zurückwiesen. Da sie nicht tätigen Anteil an dem Feldzug nehmen konnten, leisteten sie Wunder als Krankenpflegerinnen und lieferten sowohl in den Hospitälern als auch daheim in zahlreichen Fällen Beweise stoischer Ergebung, glühender Vaterlandsliebe und treuen Pflichtgefühles. Die Art und Weise, mit der sie die Nachrichten von dem Tode ihrer Söhne, Gatten, Brüder oder Väter auf dem Schlachtfelde oder zur See entgegennahmen, war geradezu bewundernswert. Diese Verluste bedeuteten oft den Verlust des Ernährers und erlegten den Leidtragenden die Pflicht auf, künftig für ihre Kleinen selbst zu sorgen oder zwangen zur Ruhe gesetzte alte Mütter von neuem zu arbeiten. All das wurde ohne Murren ertragen. Die Männer hatten für das Vaterland kämpfend ihren Tod gefunden und waren mit dem Ruf: „Haika banzai!“ („Seine Majestät lebe zehntausend Jahre!“) auf den Lippen im Kampfesgewühl gestorben. Jede Japanerin sieht die Männer ihrer Familie lieber für das Vaterland sterben als auf dem Krankenbett.¹

Die glühende Vaterlandsliebe ist ein ausgeprägter Charakterzug der Japanerin, die durch die Sitten und Gebräuche ihres Landes von früher Jugend auf an eine ernste, moralische Lebens- und Denkungsweise gewöhnt wird. Dennoch verfallen zwei Drittel der abendländischen Japanreisenden in den Irrtum, die Japanerin für nicht besonders moralisch zu erklären. Es kommt daher, daß der Fremde fast nie Gelegenheit hat, Damen der guten Gesellschaft kennen zu lernen,

¹ Eigentlich Krankenlager, denn die Japaner haben keine Betten. Schon der Gedanke, auf einem erhöhten Lager schlafen zu müssen, erscheint ihnen schrecklich.

oder auch nur solche aus dem besseren Mittel- und Arbeiterstand, „jene“ — wie Diösy sich ausdrückt — „braven, tugendhaften, sanften Wesen, deren ausgeprägtes Pflichtgefühl sie zu den besten Töchtern, den opferwilligsten Müttern, den hingebendsten Gattinnen und zärtlichsten Schwestern macht, mit einem Wort — die Durchschnittsfrauen Japans.“ Man darf getrost behaupten, daß in Japan die Moral der Frauen der unteren und mittleren Stände im allgemeinen auf einer mindestens ebenso hohen Stufe steht wie in Europa. Die Damen von Rang und Stellung geben mit seltenen Ausnahmen ihren weniger glücklich situierten Mitschwestern ein gutes Beispiel durch tugendhaften Lebenswandel, persönliche Würde und hohe Bildung. Ihr Dasein fließt eben in einer reineren, ruhigeren Atmosphäre dahin, sie kennen die Jagd unserer Welt Damen nach Genuß und entnervenden Vergnügungen nicht. Man glaube aber nicht, daß die eheliche Untreue bei den Japanern zu den blauen Wundern zählt. Die „dramas passionnels“ sind keiner Nation erspart, und auch in den Adern der Japanerinnen fließt Blut, nur rollt es infolge ihrer Lebensweise im allgemeinen nicht so rasch und heiß wie das der Europäerinnen; auch sind sie nicht so vielen Versuchungen ausgesetzt, da sie meist auf den Verkehr untereinander beschränkt sind. Der Vergnügungs- oder Forschungsreisende kommt in der Regel nur mit solchen Frauen in Berührung, die durch Armut, Geiz oder gewissenlose Eltern gezwungen wurden, vom Pfad der Tugend abzuweichen. Es ist Unrecht, von diesen zwar allerliebsten Geschöpfen auf die Moral der gesamten japanischen Frauenwelt zu schließen. Der Reisende wird in Teehäuser geführt, wo er von entzückenden menschlichen Singvögeln bedient wird. Die Geishas, die zu seiner Unterhaltung herbeieilen, erwidern seine Zudringlichkeiten mit bestrickendem Lächeln; er versucht sein Glück, denn man hat ihm gesagt: „Den japanischen Mädchen gegenüber darf man sich schon etwas herausnehmen und die Teehauskellnerinnen sind nicht besser als sie sein sollen.“

Aber man hat ihn einfach schlecht berichtet, denn es gibt in Japan sehr verschiedene Tschajas. Das gewöhnliche Teehaus ist ein gut geleitetes, freundliches, helles und reines Lokal in materieller Umgebung, wo man zu Spottpreisen Erfrischungen verabreicht, wo der müde Wanderer sich behaglich ausruhen und mit seinen Freunden plaudern kann. Es ist das japanische Gegenstück des Wiener Kaffeehauses oder der deutschen Bierhalle. Es gibt aber auch zahllose japanische Teehäuser, die von Leuten fraglichen Charakters und zu nicht ganz lauter Zwecken besucht werden, ebenso wie es in Paris Cafés gibt, in die kein Franzose seine Frau oder Schwester führen würde. Die Bewohner der Stadt wissen ganz genau, welche Teehäuser anständig sind und welche nicht. In den ersteren sind die Kellnerinnen tugendhafte, arbeitsame Mädchen, die jeden Kunden freundlich anlächeln, was in dem Lande der Hyperhöflichkeit und Etikette gar nichts zu bedeuten hat und den Mädchen zur Gewohnheit geworden ist. Dem „ehrenwerten Gast“, der geruht hat, einen „erhabenen Scherz“ zu machen, muß man mit silberhellem Lachen antworten — so verlangt es die Sitte. In den verrufenen Teehäusern geht es freilich anders zu. Die Kellnerinnen verlangen keine Achtung und man zollt sie ihnen auch nicht. Es gibt in Japan, genau so wie bei uns, tugendhafte und lasterhafte Menschenkinder beider Geschlechter. Dies zur Ehrenrettung der professionellen Teehausfängerinnen, Tänzerinnen usw.

Diese geschulten japanischen „flirts“, die auf Wunsch singen, plaudern und tanzen, haben sich einen hervorragenden Platz in den Reisewerken über Japan erobert. Ihre Grazie, ihre würdevollen Manieren, ihre geistvollen und persönlichen Vorzüge, der Geschmack, mit dem sie sich kleiden, und ihr kaufmännischer

Instinkt werden von allen Japanreisenden mit mehr oder minder großer Begeisterung hervorgehoben. Und doch sind diese bestrickenden Sirenen lange nicht so schlecht wie ihr Ruf. Die Leser jener Werke gewinnen den Eindruck, als ob die zierlichen Verführerinnen ebenso leichtsinnig wie zaubernd wären. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so. Obgleich die Umstände, unter denen sie ihren Beruf ausüben, sie großen Versuchungen aussetzen, müssen sie denselben nicht unbedingt erliegen, ebensowenig wie etwa unsere Sängerinnen und Schauspielerinnen. Es gibt in Japan zahllose höchst tugendhafte Geischas, die „der Not



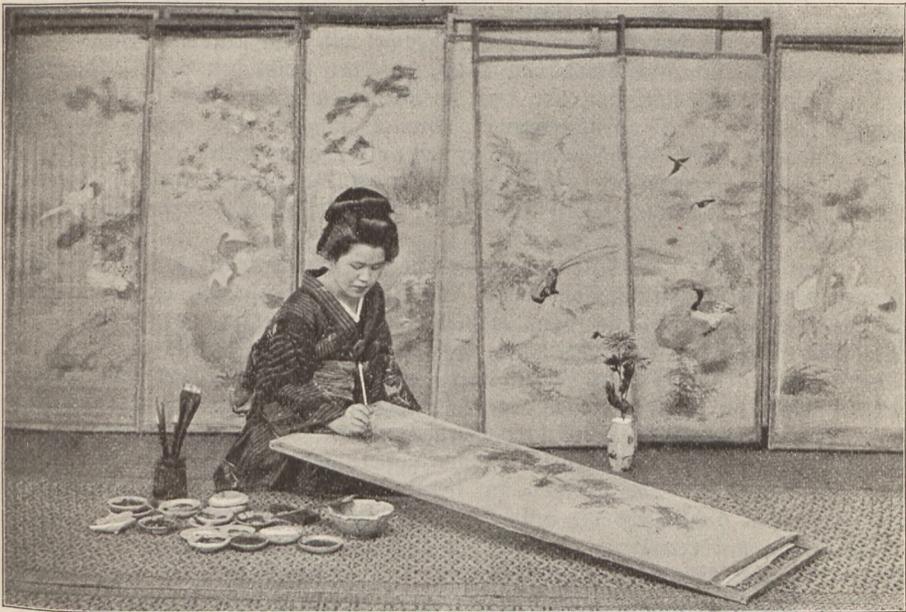
Japanische Mädchen.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ diesen Broterwerb erwählten. Sobald sie heiraten, werden sie die anständigsten und aufopferndsten Gattinnen und die besten Mütter.

Von unserem europäischen Standpunkte aus betrachtet, scheint das Leben der Japanerin im allgemeinen ein sehr langweiliges und einförmiges zu sein. Man denke doch, eine Japanerin der besseren und besten Stände weiß gar nicht, was „Flirt“ heißt. Da ein anständiges junges Mädchen aus gutem Hause fast nie Gelegenheit hat, mit jungen Männern zusammenzukommen, entbehrt sie wohl manches harmlose Vergnügen und manche Emotion, die unsere Töchter nicht gern entbehren, aber deshalb wird sie noch lange keine „alte Jungfer“. Dafür sorgt schon der „nakodo“ (Chevermittler), der mit den beiderseitigen Eltern verhandelt. Auch darf man nicht glauben, daß in Japan Liebestragödien unbekannt sind. Die Leidenschaft verschont keine Klasse. Die Fälle sind nicht selten, in denen

verliebte junge Leute beschließen, gemeinsam zu sterben, weil es ihnen nicht gelingen will, die Einwilligung der Eltern zu ihrer Verbindung zu erlangen. Diese Doppelselbstmorde Liebender, die in japanischer Mundart jo-schi oder schim-ju heißen, bilden gewöhnlich das tragische Ende einer geheimen Liaison, die von den betreffenden Verwandten entdeckt worden ist. Oft fassen aber auch Leuten, die kaum den Kinderschuhen entwachsen in platonischer Liebe zueinander entbrannt sind, den Entschluß, gemeinsam zu sterben, weil sie fürchten, daß es ihnen nicht gelingen werde, einander im Leben anzugehören. Die Verliebten schwören sich Treue für „drei und auch noch mehr aufeinanderfolgende



Japanische Malerin.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Leben“ (die vom Buddhismus überkommene Idee von der Seelenwanderung der Selbstmörder herrscht auch bei den Japanern vor), manchmal auch für ewig feiern sodann ein kleines Fest und sterben, von eigener Hand getroffen, in einer letzten, gar oft auch der ersten Umarmung. Sie hinterlassen stets eine geschriebene Aufklärung ihrer Motive. Hier und da verüben sie Selbstmord auch getrennt, in voneinander entfernten Orien. Gift und Dorsch sind die häufigsten Mittel, sich aus der Welt zu schaffen. Besonders sentimentale Liebespaare ziehen es vor, mit dem Gürtel des Mädchens eng aneinander gebunden, sich ins Wasser zu stürzen. Seit der Einführung der Eisenbahnen werden Verliebte nicht selten vom Expreszug in das Mei-do (Jenseits) befördert. Wird einer der Todeskandidaten durch Zufall gerettet, so ist er durch sein Ehrenwort verpflichtet, sich bei nächster Gelegenheit umzubringen, damit die einander versprochenen Seelen sich finden.

Jedes Mädchen, das durch andere am Selbstmord verhindert wird und den vorangegangenen Geliebten lange überlebt, würde von ihren Mitschwestern als feige verachtet werden, und jeder Mann, der seine Verpflichtung, den vereinbarten *jo-schi* zu begehen, nicht einhält, würde von seinen Kameraden aus der Gesellschaft verbannt und für einen gemeinen Verführer erklärt werden.

II.

Die „Emanzipation“.

Läßt die gesellschaftliche Stellung der Japanerinnen noch viel zu wünschen übrig, so ist sie doch weit besser als sonstwo im Orient. Und sie bessert sich stetig — teils durch die engere Berührung mit dem Ausland, teils durch das neue bürgerliche Gesetzbuch von 1898, das der weiblichen Welt „Nippons“ gar manches Recht einräumt, von dem sie bis dahin nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Die „Frauenbewegung“ schreitet langsam aber sicher vorwärts. Das „schwache Geschlecht“ Neujapans erwacht aus seinem unendlich langen Dornröschenschlaf. Infolge des Vordringens der Kulturprinzen durch das dichte Gestrüpp von überlebten Vorurteilen und veralteten Sitten beginnt es sich zu regen und die Augen zu reiben.

Vorläufig zwar wird trotz der gewaltigen Europäisierung des Landes den jungen Damen verhältnismäßig wenig Weltkenntnis beigebracht, allein schon die nächste Generation wird sich von der bisherigen sehr erheblich unterscheiden. Die Mädchen werden in Erdbeschreibung, Geschichte, moderner Musik und fremden Sprachen, vielleicht auch in Politik und Volkswirtschaft bewandert sein, sich in „Gesellschaft“ zu bewegen wissen, kurz abendländisch kultiviert sein, folglich auch das althergebrachte Hausleben ihrer Vorgängerinnen unerträglich finden und bei der Wahl ihrer Ehemänner den Ausschlag geben wollen. Vorläufig äußert sich die „Emanzipation“ am stärksten in kleinen gesellschaftlichen Änderungen. In Zukunft sollen nicht mehr die bestrickenden „Vachtauben“, die Geishas, allein das Recht haben, mit den Herren der Schöpfung zu verkehren und sie zu unterhalten, die ehrfamen Ehefrauen wollen in ihrem Hause nun selbst die Honneurs machen. Sie haben das ihren europäischen Schwestern mit Geschick und Verstandnis abgeguckt, wie es z. B. vor Jahren die Gattin eines Exministers in Tokio glänzend bewies. Der vornehme Herr veranstaltete ein großes Fest in japanischem Stil, nur mit der Abänderung, daß er nicht allein seine Freunde dazu einlud, sondern auch deren Gattinnen und überdies — o höchstes aller Wunder! — eine „alte Jungfer“ von 26 Jahren, für Japan ein schönes Alter! Die Eingeladenen waren erstaunt, verblüfft. Stand Japan noch auf dem alten Fleck? Wurde nicht der erhabene Gipfel des heiligen Berges *Fudschji* durch dieses Ereignis erschüttert? Man schwankte, ob man der Einladung Folge leisten sollte, aber durfte man dem „hohen Herrn“ absagen? Und dann — die Neugier! Die Frauen setzten es durch, mitgenommen zu werden und die Stelle der Geishas zu vertreten. Das Fest gelang außerordentlich und war bis auf manche Neuerungen ganz national. Man erschien im gewohnten Nationalkostüm, jeder Gast saß an einem separaten kleinen, nur wenige Zoll hohen Tischchen, das mit allerlei winzigen Schüsselschen und Schalen beladen war, selbst die Speisehölzchen fehlten nicht.

Die Wirtin empfing ihre Gäste mit dem liebenswürdigsten Lächeln und stellte ihre Freundin, das 26jährige Fräulein, einem ebenfalls noch unverheirateten

Herrn vor, den sie hat, die Dame zu Tisch zu führen. Dieser verlor darob beinahe die Fassung. Er hatte längere Zeit in Europa gelebt, dort öfter Gelegenheit gehabt, vornehme Damen zu Tisch zu führen und nie daran gedacht, sich gegen dieses Verlangen aufzulehnen — im Gegenteil, er hatte seine Pflicht als Tischnachbar stets auf das gewissenhafteste erfüllt. Aber einem hübschen, wenn auch nicht mehr jungen japanischen Mädchen in Nationaltracht auf europäische Art vorgestellt und auch noch aufgefordert zu werden, sie „zu Tisch zu führen“ — das war mehr als verblüffend, das war „unpassend!“ Wäre die Dame nach europäischer Mode gekleidet gewesen, der junge Japaner hätte keinen Augenblick gezügert, sich ihr gegenüber zu benehmen, wie es die östliche Sitte erforderte; aber dies einer in altjapanischer Nationaltracht gekleideten Dame gegenüber zu tun, ging ihm wider den Strich.

Es ist vielleicht als ein günstiges Zeichen der Zeit zu betrachten, daß derselbe Japaner, der seine die Nationaltracht tragende Frau in der Straße ruhig hinter sich einhertrotten läßt, oder der sitzen bleibt, während sie demütig vor ihm steht, ja, der sie niederknien und ihr hübsches, künstlerisch frisiertes Köpfchen bis zur Matte vor sich niederbeugen läßt, wenn er fortgeht oder nach Hause kommt, ihr den Arm reicht und nicht gestattet, daß sie stehe, wenn er sich setzt, sobald beide in europäische Kleider gehüllt sind.

Doch kehren wir zu unserem verblüfften Herrn zurück. Er führte das Mädchen zu ihrem Suppentisch und nahm dicht neben ihr an dem feinen Platz. Von dem japanischen hors d'oeuvre, dem Suimono, oder der in lackierten Schüsseln gereichten Suppe und den verschiedenen mit Saké hinuntergeschwemmten Zwischengerichten bis zu den zwei folgenden, aus mannigfachen Delikatessen bestehenden Gängen stockte die Unterhaltung zwischen den beiden keinen Augenblick. Sie sprach von allen Tagesereignissen und sie sprach gut und gewandt, namentlich über Kunst. Sie war Malerin von Beruf und arbeitete gerade an einem Auftrag für den Salon des im europäischen Stile erbauten neuen Hauses ihres Gastgebers. (Viele reiche Japaner lassen sich neben ihren japanischen Wohnungen Häuser nach europäischem Muster erbauen.) Angefragt äußerte sie ihre Meinung über dies und das. Sie verletzete die altjapanischen Begriffe von Anstand und Sitte, indem sie das Gespräch leitete! Sie hatte augenscheinlich die weisen Lehren vergessen, die die Japaner bei ihren Frauen mit mehr Erfolg angewandt haben, als wir bei unseren Kindern: „Man soll sie sehen, aber nicht hören . . . Sie sollen nie sprechen, es sei denn, daß sie gefragt würden.“ Den Höhepunkt aber erreichte sein Erstaunen und Entsetzen, als die geistvolle, gebildete Dame ihrem „Obi“ eine schöne Visitenkarte entnahm und ihm ihre Karte eingehändigte, mit der Bitte, sie einmal nachmittags zu besuchen, um bei einer Tasse Tee über ihre Bilder zu sprechen.

Und dieser Typus der aufgeklärten japanischen Frau repräsentiert eine Klasse, die langsam aber sicher an Zahl wächst. Sie ist fest entschlossen, die gleichen Rechte wie der Mann zu genießen. Ohne Opposition wird das freilich nicht gehen. Nicht als ob die Männer Neu-Japans der geistigen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen feindlich gegenüberstünden. Sowohl die Regierung als auch die Damen der kaiserlichen Familie — an der Spitze die Kaiserin selbst, welche fleißig die Erziehungsanstalten für Mädchen und die Schulen für Lehrerinnen besucht und beaufsichtigt — unterstützen jeden einschlägigen Fortschritt.

Arthur Dösch, einer der hervorragendsten Kenner Neu-Japans, sagt in seinem neuesten Buche: „Der moderne ferne Osten“ (London 1899, 3. Auflage 1902): „Ich hatte mit mehreren ersten Männern, welche die Gedankenwelt

der Neu-Japaner beeinflussen, ernste Gespräche über die japanische Frauenerziehung. Sie alle stimmen darin überein, daß es notwendig sei, dem weiblichen Geschlecht eine möglichst gründliche Bildung angedeihen zu lassen und ihnen den Unterricht nach Tüchtigkeit zu erleichtern. Das weibliche Unterrichtsweisen in Japan hat denn auch eine Stufe erreicht, um die es die weibliche Bevölkerung manches europäischen Staates beneiden kann. Kurz und gut: die geistigen Führer Japans erklären sich einstimmig für die Erweiterung des lobenswerten Systems des weiblichen Unterrichtes, das in dem Inseereich bereits endgiltig eingeführt wurde — eine Kombination der in den deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizer und amerikanischen Schulen bewährten Systeme. „Wenn wir näher nach den Ursachen dieser Begeisterung für eine bessere Ausbildung der Frauenwelt forschen wollten, würden wir den ungeheuren Unterschied zwischen unseren Anschauungen und denen der Japaner finden. Die Mehrzahl der letzteren ist zu der Überzeugung gelangt, daß die gebildete Frau ihre Pflichten als Schwiegertochter, Gattin, Mutter und Tochter noch gewissenhafter und besser erfüllen werde, als sie es bislang getan. Es scheint also den Japanern nicht so sehr darauf anzukommen, daß das Weib als Individuum den Vorteil einer besseren Ausbildung genieße, als darauf, daß sie als Gattin und Schwiegertochter immer tüchtiger werde. Vom japanischen Weibe wird nämlich, wie schon einmal erwähnt, in erster Linie verlangt, daß es verstehe, sich in der Familie nach Tüchtigkeit nützlich zu machen, und man muß zugeben, daß es die Erwartungen, welche man an sie stellt, im vollsten Maße erfüllt, obgleich es durch das Verschulden seiner Schwiegermutter oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dank der Einsicht und Initiative des jetzigen Kaisers von Japan, der nach seiner Thronbesteigung als „erste Tat“ 3000, sage dreitausend japanische Frauen zur geistigen Ausbildung nach Amerika schickte, wird wohl allmählich die Gestalt der „bösen Schwiegermutter“ zur Mythe werden, wie seit 1880 die Mekaké oder Scho (Konkubine) fast zur Mythe geworden ist. Ein Gesetz von 1880 verbot nämlich, im Konsei — einer Art Matrikel — die Geburt des Sohnes einer Mekaké oder Scho gesetzlich anzuerkennen, wie es bis dahin der Fall gewesen. Im ganzen Osten hatte das Konkubinats seinen Ursprung in dem Verlangen nach männlichen Nachkommen. Vermochte die rechtmäßige Gattin ihren Mann mit keinem Sohn zu beschenken, so bat sie ihn in der Regel selbst, eine Mekaké zu nehmen, um den Namen der Familie fortzupflanzen und das umständliche Adoptieren eines Sohnes zu vermeiden. Die Konkubine spielte in Japan mehr die Rolle eines besseren Diensthofen als die der Gattin. Sie bediente die rechtmäßige Frau des Hauses, falls sie mit ihr unter einem Dache hauste, und nannte sie ehrerbietig Oku Sama (Madame), während sie selbst nur bei ihrem Taufnamen gerufen wurde — auch von ihrem Sohne, wenn sie das „Glück“ hatte, einem solchen das Leben zu schenken. Diesem gegenüber nahm sie nur die Stellung einer treuen Kinderwärterin ein, während er zu der rechtmäßigen Gattin seines Vaters, an die ihn keinerlei Bande des Blutes knüpften, „Mutter“ sagte und ihr den in ganz Ostasien üblichen strengen Respekt entgegenbrachte. Seit 1880 haben die Konkubinen und deren Söhne keinerlei gesetzliche Rechte in der Familie und die durch moderne Bildung erleuchteten japanischen Frauen machen sich das wohlweislich zunutze, so daß die Makakés allmählich von der Bildfläche verschwinden und den kommenden Geschlechtern nur vom Hörensagen bekannt sein werden.

Freilich schütteln die überscharfsichtigen Beobachter der sozialen Verhältnisse die Köpfe und fürchten, daß das Aufhören des Konkubinats zu anderen, noch schlimmeren Mißständen führen dürfte. Gar mancher Mann werde sein Ver-

mögen an insgeheim ausgehaltene Maitreffen vergeuden, illegitime Kinder in die Welt setzen und so jene Klasse von unglücklichen Geschöpfen schaffen, die im Westen so grausam für die Sünden der Eltern büßen muß und in Japan bislang unbekannt war. Die Ehemänner, welche, ohne etwas Böses darin zu sehen, offen eine Konkubine hielten, werden in Zukunft Schleichwege gehen, ihre Frauen betrügen und moralische Schwächlinge werden, während die Frauen hinwiederum von Eiferucht, Verdacht und Haß erfüllt werden dürften — Gefühle, die sie bisher nicht kannten. Darauf entgegenen jedoch die Sozialreformer, daß die japanischen Gatten lernen werden, ihre Begierde zu zügeln und in der Monogamie die reinste und beste Form der Ehe zu finden. So wütet der Kampf der Meinungen in dem fernen Inselreich. Die neuen Ideen, die heute noch manches Kopfschütteln hervorrufen, werden über kurz oder lang siegen; das Konkubinats ist in Japan heute schon ein ebenso überwundener Standpunkt, wie das veraltete, ungerechte, dem chinesischen Geist entsprungene System der Ehescheidung, wonach der Gatte seine Frau ebenso leicht los werden kann, wie jeden gemieteten Diensthofen, während man ihr das Recht verweigert, sich von einem noch so schlechten Gatten zu trennen. Licht, immer mehr Licht erleuchtet die Geister der Neujapanerinnen; langsam emanzipieren sie sich von der Rechtlosigkeit, die eine Folge ihrer untergeordneten Stellung war. Die Ausbildung, welche sie nun genießen, wird sie immer mehr befähigen, ihr Heim auch geistig zu erhellen, so daß sie in Zukunft in der Kunst, ihre Gatten zu unterhalten und an sich zu fesseln, erfolgreich mit der Geisha werden konkurrieren können. Pflichtgetreuere Gattinnen, gehorsamere Töchter und liebevollere Mütter können sie ohnehin nicht mehr werden.

Nichts vermag die Größe des ethischen und geistigen Fortschrittes der japanischen Frauenwelt besser zu beleuchten, als die folgende Notiz, welche im September 1899 durch die Presse ging:

„Der Sekretär der japanischen Gesandtschaft im Haag hat der Vorsitzenden des holländischen Zweiges des „Internationalen Friedensbundes der Frauen“ ein Schriftstück überreicht, das den Beitritt von rund 6500 Japanerinnen zur Liga ankündigt und gleichzeitig deren Zustimmung zum Verfahren des Zars hinsichtlich des Weltfriedens ausdrückt. An der Spitze der Unterzeichnerinnen stehen die Marquise Ozana — Gemahlin des Generalstabschefs — die Prinzessin Konve und fünf andere hochstehende Damen, die in Japan verschiedenen Frauenvereinen vorstehen“

Auch in materieller Hinsicht gibt es in Japan bereits eine Frauenfrage im modern-europäischen Sinne des Wortes. So hatte sich die Generalversammlung der Direktoren der Postämter I. Klasse, welche im Mai 1900 in Tokio stattfand, mit der Frage zu beschäftigen, ob Frauen auch in Postämtern angestellt werden können. Die Versammlung bejahte diese Frage und erklärte, sie finde dies sehr zweckmäßig. Das Verkehrsministerium ordnete sofort bezügliche Erhebungen an. Als deren Ergebnis wurden die Bedingungen festgesetzt, unter welchen Frauen angestellt werden können. Sie lauten: „Zur Anstellung geeignet sind unverheiratete Frauen im Alter von 15 bis 30 Jahren; der Direktor des betreffenden Post- und Telegraphenamtes ist befugt, besonderen Bestimmungen gemäß, Frauen in beschränkter Anzahl anzustellen; die Zahl der weiblichen Angestellten an jedem Postamte wird vom Direktor des Post- und Telegraphenamtes I. Klasse festgesetzt, die angestellten Frauen müssen einen moralischen Lebenswandel führen, im Umgang höflich, ganz frei von häuslichen Sorgen sein und sich zu zweijährigem Dienst verpflichten. Das Gehalt der weiblichen Angestellten wird vom

Verkehrsminister bestimmt. Die Amtsgeschäfte, welche Frauen übertragen werden, sind von denjenigen verschieden, welche von den männlichen Angestellten versehen werden. Wenn mehrere weibliche Angestellte an einem Postamte dienen, wird die im Range höher stehende mit der Aufsicht über die anderen beauftragt."

Das Neueste aber ist, daß der Mikado auf Betreiben der Kaiserin die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zu allen akademischen Studien gestattet und die Errichtung einer großartigen Frauenuniversität angeordnet hat, deren Rang dem der männlichen ganz gleichgestellt ist.

III.

Die Toilettenfrage.

Wie in manchen anderen Dingen könnten die Abendländerinnen auch hinsichtlich der Kleidung von ihren japanischen Schwestern lernen, was die Nationaltracht betrifft. Alle Japanerinnen ohne Unterschied von Rang und Stellung kleiden sich geschmackvoll, da ihr Kostüm einfach, sauber, künstlerisch in der Farbenzusammenstellung, kleidsam und nicht nur der Gestalt und dem Gesicht der Trägerin, sondern auch ihrer gesellschaftlichen Stellung entspricht. Da gibt es keinen billigen Flitter und Tand, keine Modetorheiten. Übrigens ist der Übergang von der alten zur neuen Zeit in keinem Punkte so weit vorgeschritten wie in der Bekleidungsfrage.

Die letztere beschäftigt die Frauenwelt der japanischen Städte andauernd ungemein lebhaft. Hie Inland, hie Ausland! lautet der Streitruf. Soll man die gewohnte heimische Tracht heibehalten oder sich zu den weniger schönen und bequemen Gewändern der Abendländerinnen befehren? Das ist die Frage. Einerseits trägt die Kaiserin „westliche“ Toiletten und hat die japanischen vollständig der Hoffähigkeit beraubt. Auch hegen viele Damen den Wunsch, nicht „altväterisch“ zu scheinen, und zahlreiche modernisierte Männer veranlassen ihre Lebensgefährtinnen zum Anlegen moderner Roben. Niemand kann leugnen, daß unsere Frauengewänder vor den japanischen größere Bewegungsmöglichkeit voraus haben und das Sitzen auf Stühlen bequemer machen. Andererseits finden die schlitzhäugigen Damen nicht mit Unrecht, daß ihre eigene Bekleidungsweise viel schöner und — wohlfeiler ist, letzteres weil sie nicht der Mode unterliegt und weil die Stoffe sehr dauerhaft sind. Auch wissen sie ganz gut, daß noch viel Zeit verfließen wird, ehe sie lernen können, die ungewohnten Roben so vorteilhaft zu tragen, wie dies bei der Europäerin und Amerikanerin der Fall ist. Dazu kommt, daß eine Anzahl angesehener Bürgerinnen der Vereinigten Staaten ihre japanischen Schwestern in einem öffentlichen Aufruf dringend ersucht hat, die Gesundheit ihrer Nation nicht zu gefährden, die schöne und praktische Nationaltracht nicht aufzugeben und kein Geld an ausländische Moden zu verschwenden.

Der Militärarzt Dr. Takenaka zu Tokio (Jedo) hat sich der Sache angenommen und mit erheblicher Mühe eine Zusammenstellung der Vorzüge und Fehler der japanischen wie der abendländischen Frauen-, Kinder- und Männerkleidung gemacht, wobei er die Gesundheit, die Schönheit, den Kostenpunkt, die Dauerhaftigkeit und Verwendungsfähigkeit (d. h. die Möglichkeit, aus einem Frauen- ein Kinder-, aus einem Herren- ein Damenkleid zu machen u. s. w.) in Betracht zog. Die Einzelheiten seiner Tabelle würden uns hier zu weit führen; wir wollen uns auf das Endergebnis beschränken, und dieses ist, daß die Haus-, Kranken- und Säuglingskleider, sowie die Schlafrocke beider Geschlechter, ferner

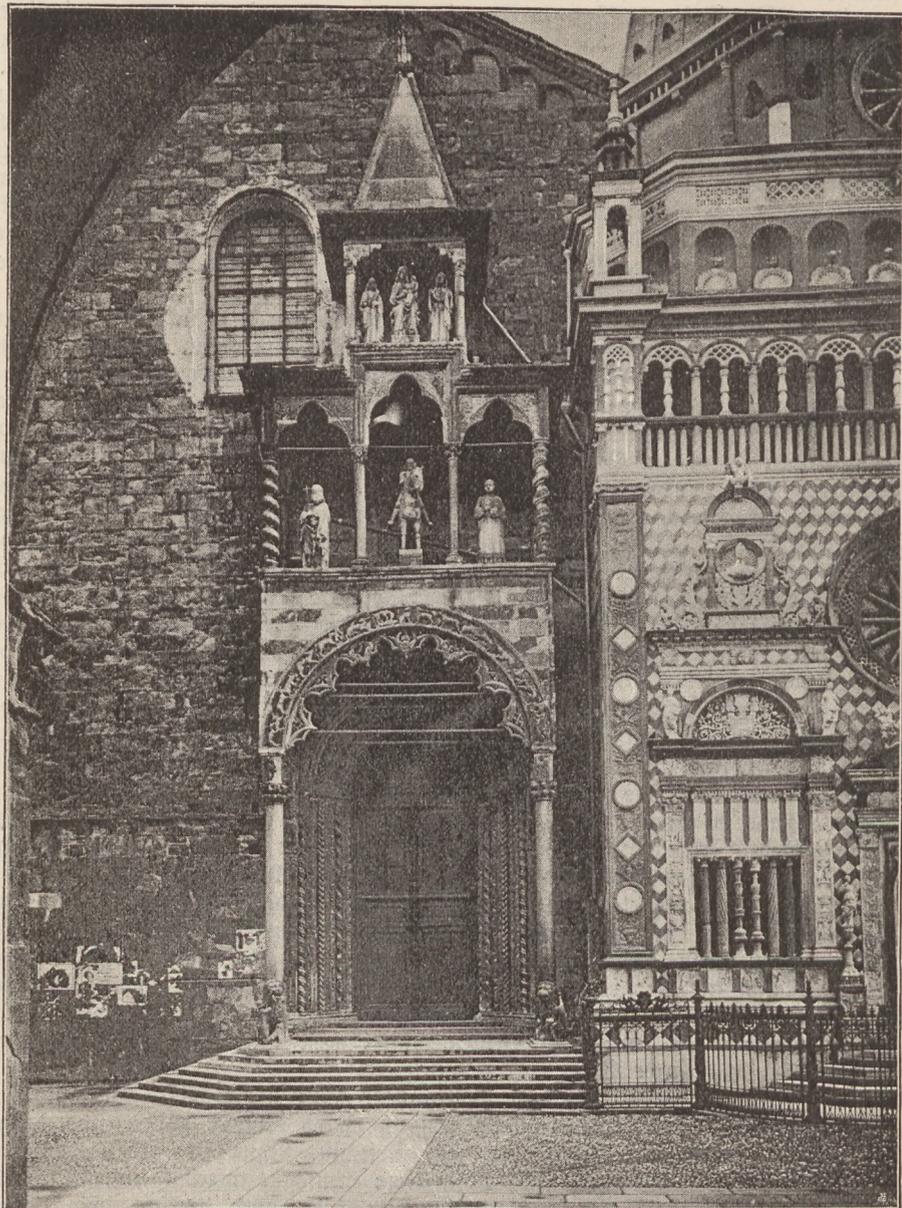
die weiblichen Geschäfts- und Kindergewänder nach japanischer Art, dagegen die Knaben- und die männliche Geschäftsbekleidung in europäischer Weise den Vorzug verdienen. Dr. Takenaka fügt den Rat hinzu, man möge die Mängel des heimischen Toilettenwesens abstellen, dabei aber die Schönheitsfrage im Auge behalten; „dann werden wir sicherlich die vortrefflichsten Trachten haben, die es überhaupt gibt.“

Die japanische Frauenkleidung ist seit vielen Jahrzehnten in allem wesentlichen unverändert geblieben und auch noch immer ebenso anmutig, künstlerisch, bequem und gesund. Die Damen denken nicht daran, sich die Ohrfläppchen durchbohren zu lassen und sie mit Tand zu behängen, auch fällt es ihnen nicht ein, die Finger durch Ringe zu verunstalten oder den Oberleib in Stahl- und Fischbeinkasten zu pressen oder die Füße durch hohe Schuhabsätze zu verstümmeln oder auf Hut und Kleid tote Vögel auszustellen. Hier eine knappe Schilderung des Anzuges der Damen der höheren und mittleren Stände:

Den Anfang macht „jumodschi“, ein rechtwinkliges Stück Stoff beliebiger Art, das um die Lenden gelegt wird und bis zum Knie reicht. Darüber kommt „dschiban“, ein eng anliegendes Kleidungsstück, das an Einfachheit einem Bademantel gleicht, aber sehr schön ist und gewöhnlich aus hellem, zarten Seidenkrepp besteht. Im Winter folgt nun „schitagji“, ein wärmeres Oberkleid von der gleichen Form, im Sommer statt dessen „kimono“, im Hause aus Baumwollkrepp oder einem anderen Baumwollstoff, für Staats- und Gesellschafts-toiletten aus Seide oder Seidenkrepp oder Brokat mit reicher Stickerei. Das „kimono“ wird mittels des „hosooobi“, einer langen Seidenkreppschärpe, die mehrmals um die Taille gewunden ist, befestigt. Zuletzt kommt die „pièce de résistance“, das „obi“, ein etwa 4 Meter langes, $\frac{3}{4}$ Meter breites Stück dickster Seide oder Brokats. Dieses Stück bildet den Stolz der wohlhabenden Japanerin und spielt bei ihr ungefähr dieselbe Rolle wie bei unseren vornehmen Damen die Diamanten.

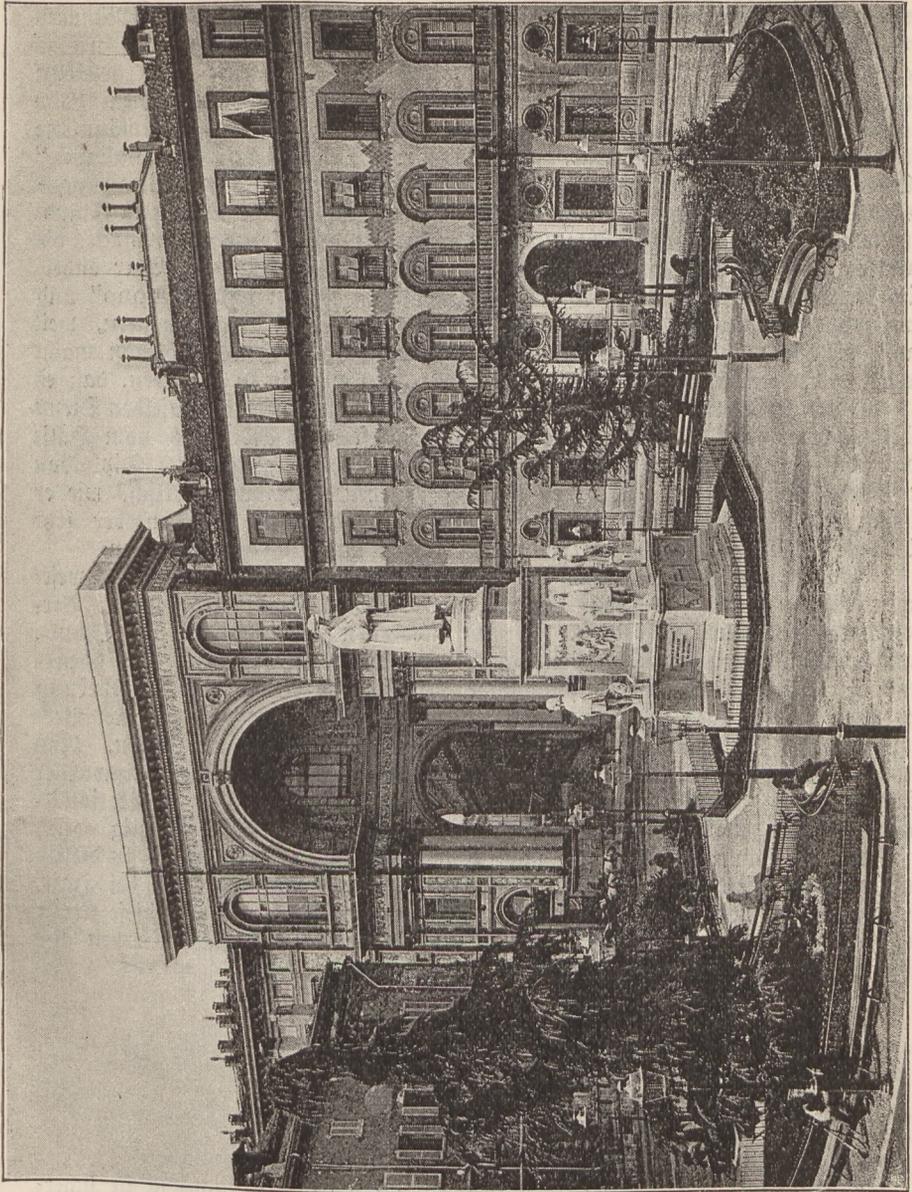
Das „obi“ ist schwer zu binden, ohne Hilfe überhaupt nicht. Es wird der Länge nach in der Mitte zu halber Breite zusammengelegt, dann zweimal um die Taille gewunden, wobei die Faltseite taschenartig nach unten liegt. Nun mißt man das eine Ende bis zum linken Knie ab, läßt es los, dreht das andere längere Ende in einem rechten Winkel herum, so daß eine umfangreiche Schweifung entsteht. Jetzt wird der untere Teil der letzteren zu einer kleinen Innenschweifung zusammengerafft, das vorhin losgelassene kurze Ende auf das Ende der letzteren gelegt, endlich ein flaches, dehnbares Seidenband („obidome“) zum Festhalten des ganzen benutzt und mittels einer kleinen Goldnadel festgehaft. Den Beschluß des Anzuges macht ein Paar „tabi“, weiße Seidenschuhe mit abgesetztem Raum für die große Zehe und Sohlen aus dicker Baumwolle. Zuweilen trägt man, sei es, um die Brust wärmer zu halten, sei es, um am offenen Halse einen hübschen Seidenrand zu zeigen, unter dem „kimono“ ein „hanjeri“ (Chemisette) aus zarter Seide.

In ihrem Boudoir oder im Badezimmer kann die Schöne alles bis auf den „dschiban“ und „hosooobi“ ablegen und wird dennoch hübsch und sitzbar gekleidet sein, und zwar genau wie eine Griechin. Ohne jede Abänderung der Form kann ihre Gewandung dem Polarklima ebensogut angepaßt werden wie der tropischen Hitze. Bei aller sonstigen Bequemlichkeit aber herrscht, wie bereits flüchtig erwähnt, der Nachteil, daß die Bewegungsfreiheit der Beine gehemmt ist und daß diese beim Sitzen auf Stühlen oder Sofas nicht genügend bedeckt sind: vom Sitzen mit untergeschlagenen Beinen oder vom Knien gilt dies allerdings nicht.



Fassade der Kirche St. Maria Maggiore in Bergamo. (Zu S. 431.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)



Denkmal des Leonardo da Vinci in Mailand. (Zu S. 431.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Behufs Abstellung jenes Übelstandes empfahl der weiter oben angeführte Aufruf hervorragender Amerikanerinnen das Tragen von Unterkleidern (Wäsche). Von angesehenere inländischer Seite wird in neuerer Zeit ein anderes Mittel angeraten: die allgemeine Einführung des alten, aber jetzt nur von Männern getragenen Nationalgewandes „hakama“, Unterhosen, deren beiden Hälften so weit sind, daß die Teilung kaum bemerkt werden kann, also eine Art „getheilten Unterrockes“ nach dem Herzen der britischen Toilettenreformatorinnen Lady Harborton und Frau King, eine Annäherung der weiblichen an die männliche Tracht, wie sie auch in England angestrebt wird. Nun würde das „hakama“ allerdings die Sittsamkeit der Kleidung vollständig sichern und die Bewegungsfreiheit sehr erhöhen, ohne daß irgendwelche Abweichungen vom nationalen Standpunkte nötig wären; auch müßte es im Verein mit der kurzen Hufarenjacke, die dann an die Stelle des „kimono“ zu treten hätte, recht hübsch kleiden. Aber andererseits wäre das Verschwinden der langen, griechischen Falten des „kimono“ und noch mehr das diesfalls notgedrungene Aufgeben des „obi“ zu bedauern, weil damit die Hauptschönheiten der Toilette aufhören würden. Henry Norman macht darum den Vermittlungsvorschlag, lieber das „kimono“ so zu erweitern, daß es bis zu den Knöcheln reiche, oder auch, was seiner Meinung nach denselben Dienst leisten würde, dem „kimono“ eine geschlossene Gestalt zu geben, es vom Halse oder bloß von der Taille ausgehen zu lassen und es — gleich dem Diploidon der alten Griechinnen — über den Kopf anzuziehen. Ob das wirklich, wie er glaubt, alle Schwierigkeiten hinwegräumen würde, ohne das Aussehen der jetzt üblichen Kleidung irgendwie zu verändern, wagen wir nicht zu beurteilen.

Warum die Behörden und die leitenden Kreise die Annahme der „westlichen“ Mode empfehlen? Ganz einfach: um die vom Hofe ausgegangene Verwestlichung möglichst zu fördern. Zu den modernen Einrichtungen im Schul-, Rechts-, Militärwesen usw. gehören auch neue bürgerliche Sitten. Die abendländische Kleidung erheischt abendländische Möbel, diese wieder eine Abänderung des alten Häuserbaues usw. Vorläufig fehlt freilich noch sehr viel zu einer Verallgemeinerung der europäischen-amerikanischen Frauengewandung in Japan. Man kann z. B. in den Straßen der Hauptstadt, die über ein Million Einwohner zählt, noch jetzt fünfhundert oder tausend Männern oder Frauen in Nationaltracht begegnen, ehe man einer Person in „westlicher“ Kleidung ansichtig wird, und auf dem Lande hat sich noch nicht einmal einer von Zehntausend in diesem Punkte modernisiert. Bislang hat die fremde Kleidung eigentlich erst bei Hofe, im Heere und unter den Staatsbeamten Eingang gefunden, und auch diese Kreise tragen sie meist nur auswärts, während sie sich's daheim gewöhnlich in den altgewohnten Nationalgewändern bequem machen.

Von dem Kōfj.¹

Von R. Dürnwirth in Klagenfurt.

Eine Gletscherstudie aus dem 3. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts ist sicherlich nichts Alltägliches. Und eine solche meint doch die Aufschrift, wenngleich das

¹ Schmeller-Fromann, Bayerisches Wörterbuch 1300. — Kes, Kës = selten oder nie ganz zerschmelzendes Eislager im höheren Gebirge, Gletscher. — (Grimm V. 619) Scythae eum

Wort etwas fremd, die Schreibweise seltsam erscheint. Ersteres erklärt sich jedoch als volkstümliche Bezeichnung für Gletscher in einigen Alpenländern namentlich Kärnten, letztere aus der Zeit ihrer Herkunft. — Zufällig stieß ich auf diese in mancher Hinsicht interessante Studie, als ich einen 407 Blätter starken Lederfolianten aus der Handschriftenammlung des Geschichtsvereines für Kärnten durchging und mir daraus eine kleine Blumenlese zusammenstellte.

„Ein Buch von Allerlei Jagerei und Weidmannschaffen,“ so liest man auf dem mit großen, verzierten Buchstaben geschriebenen Titelblatte dieser alten Handschrift aus dem Jahre 1624. — Das nächste Blatt gibt den Inhalt und den Namen des Verfassers kund. Ersterer ist so reichhaltig, daß man, selbst wenn man nicht der grünen Gilde angehört, über seine Vielseitigkeit gerecht staunen muß und sich unwillkürlich zu näher eingehender Einsichtnahme veranlaßt sieht.

Ursprung, Namen und Nutzen des Jagens, sowie Art und Eigenschaften unterschiedlicher wilder Tiere, „stieender und fliegender“, ferner die verschiedenen Arten der Jagd auf dieselben erschließen vor allem dem Weidmanne ein überreiches Schatzkästlein ungewöhnlicher Erfahrungen und daraus hervorgegangener Erfindungen und Kunstfertigkeiten. Nicht minder aber eröffnet sich darin auch für den Naturforscher in den getreuen Tierbildern eine reiche Fundgrube, namentlich aber für den Meteorologen in den zahlreichen, bei den verschiedensten Anlässen eingestrenten Beobachtungen von Wind und Wetter und deren Einfluß auf das Tierleben im Wald und auf der Heide. Zuletzt gehen auch der Sprachforscher so wie der Freund der Volkskunde nicht leer aus; der eine mag sich genügen am reichen Wortschatz der häufig benützten Volkssprache, der andere an Sitte und Brauch im Weidmannsleben. Wenn irgendwo, so findet hier das geflügelte Wort volle Berechtigung: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“

„Alles durch mich Martin Straer auf Kholniz¹ aus eigener Erfahrung mit eigener Handt Meinen Lieben Kindern und anderen Erlichen Waidleuten zu Lieb und meiner gedechtnus geschriben.“ So der Schluß des zweiten Blattes.

Das Jahr der Abfassung 1624 erfährt man jedoch erst aus einer in die Schilderung der Lebensweise des Hirsches eingeflochtenen Anmerkung des Verfassers.

Die Blätter der Hs. 200 und ff. handeln „von den Gambsen“ und deren Lebensweise. Da findet sich nun u. a. folgende Stelle:²

„Auf der Eben oder auf den Wasen³ können diese Tiere nicht schnell fortlaufen. Zu Mittag, sonderlich, wann heiß Wetter ist, liegen sie gern in den Schatten oder auf den Reesbodden (K6spodnen) oder großen Schneeflecken, welches doch andere wilde Tiere nicht also zu tun pfliegen.“

Caucasim (Kaukasum) vocaverunt, casim enim apud eos candor sive nix dicitur. Isidorus origin. XIV. VII. Cod. Fris. 50 f. 216 a: verkesen = vergletschern. Wilm. Kurhess. Fd. 197. (Das Kes). Aussprache und Genus unterscheiden dieses Kes von Raes. — Graff 4. 500 Müller-Bardde I. 802: Kes sta. = Eislager auf den Gebirgen, Gletscher, ahd. ches, gelu.

¹ Kholniz, heute noch ein gr6eres Gut im karntischen Lavanttale nahe dem Benediktinerstifte St. Paul. — M. Straer war urkundlich 1603 durch Kauf in den Besitz der Herrschaft K. gelangt.

² Den Text gebe ich m6glichst wort- und sinnetreu nach der Hs. — Die Schreibweise habe ich wie üblich der heutigen angepaßt. Besondere Schreibweisen Straers stehen in der Klammer.

³ Wasen, ahd. waso = Rasen.

Diese Stelle bildet nun den Übergang zu Strafers epifodenartig eingeschalteter Betrachtung oder Studie über die Gletscher. Bl. 202 trägt nämlich die Aufschrift „Von dem Röß.“ — Der Verfasser schreibt darüber folgendes:

Der Rees — (dies die gegenwärtig am häufigsten übliche Schreibweise) — ist eigentlich das, so man auch an etlichen Orten darum den ewigen Schnee nennt. Der alte Schnee, so teils nie abgeht, auch oftmals kein Mensch gedenkt, wann er gefallen (geschribn worden), der wird so hart (hört), daß er teils wie blaues Glas oder Kristall¹ aussieht (wie Plabes glaß Sichel), teils jedoch wie das gewöhnliche Eis. Man findet auch öfter die rechten (sog. echten) Kristalle dabei. Er vergeht wohl auch, teils aber wächst er auch wieder alle Jahre hindurch, doch unterschiedlicher Weise (tetwöders) das eine Jahr mehr als das andere.

Unter dem Eis läuft gemeiniglich ein Wasser heraus; an manchen Orten aber und zu unterschiedlichen Zeiten kommen auch wohl mehr als es gewöhnlich der Fall ist, nämlich je nach der Menge der Niederschläge (darnach es wittert) große Bäche unter diesen Reesböden oder dem ewigen Schnee hervor.

Dieses Wasser ist nicht gar klar und lauter; seiner Farbe nach (an der farb) sieht es vielmehr wie Wolken oder Käswasser (Kais) aus, ist sehr kalt und seiner Frische wegen gut zu trinken. Einem gesunden, starken Menschen schadet es nicht; es besitzt nämlich die Eigenschaft, daß, wenn eines Menschen Leibesinneres nicht recht gesund und frisch ist, und er von diesem Wasser eine beträchtliche Menge trinkt, dasselbe ihm die Krankheitsstoffe (Unfrischheit) austreibt oder vielmehr ausreißt, vorausgesetzt (obs anderst), daß die Kräfte seines Körpers es zu ertragen und auszuhalten vermögen. Wenn dies nicht der Fall ist, so muß es ihm schlecht oder übel bekommen (abstehen) und er es mit dem Tode bezahlen.

Auf diesen Reesböden gibt es auch sehr große Klüfte, die manchmal viel tiefer hinabreichen, als ein Kirchturm hoch sein kann. Diese Klüfte entstehen nämlich durch anhaltend große Kälte. Wann solche Klüfte sich bilden und das Rees infolge der Kälte auseinander springt, sodann kracht es gewaltig (diets große Kracher), als ob Geschütze abgeschossen würden (man Stuth abschusse). Was aber in eine solche Kluft hineinfällt, das bleibt darin frisch erhalten und verdirbt nicht.

Diese Eisfelder erstrecken sich an manchen Orten über weitausgedehnte Räumle, ja sie bedecken mitunter auch längere Höhenzüge und Talsfurchen, die sich zwischen diesen Rücken einsenken.

Die vorerwähnten Gletscherklüfte, namentlich jene, die nicht gar so weit auseinander klaffen, werden nicht selten durch die furchtbaren Stürme, die in diesen Höhen toben, mit dem feinkörnigen Schneestaube derart überzogen, daß man sie gar nicht wahrnimmt und bemerkt. Daher kommt es, daß jene Wildschützen oder Alpenjäger, Bergleute, Erzschürfer und Bergwerksucher, sowie auch andere Personen, die von dem Vorhandensein solcher verdeckter Klüfte keine Kenntnis haben (kain wissenheit nit haben), wofern sie über diese Gletscherböden hinschreiten, gar oft in die verwehten und verschneiten Gletscherschründe hinabstürzen und sich verfallen, so daß gar häufig kein Mensch von ihrem Unfalle etwas erfährt, noch wohin sie gekommen sind.

Hie und da mag es wohl auch vorkommen, daß, wenn die Klüfte gerade nicht sehr tief und auch der Personen mehrere beisammen sind, einem auf solche Weise Verunglückten geholfen werden kann. Auch wenn bald

¹ Das griechische κρῶν und κρῶσταλλος wird sowohl vom Gerinnen der Milch (Käse) als des Wassers (Eis) gebraucht. — S. Schmeller-Fromann a. a. D. 1300.

nach geschehenem Unglück nahe an der Unfallstelle Vorübergehende die Hilferufe des oder der Verunglückten hören, kann diesen allenfalls Hilfe gebracht und ihnen herausgeholfen werden. Ist dies nicht der Fall, so müssen sie hilflos elendig verderben.

Solche hier obgedachte Schneefelder, Gletscher und Schneelawinen (Lanen)¹ sind zwar bisweilen fast ganz oder doch mindestens zum Teil eben, daß man leicht und ohne Gefahr darauf umgehen kann. Mitunter sind sie aber so steil (stückl²) und jählings abstürzend, wie ein Dach oder Kirchturm nicht steiler sein kann; dennoch laufen und springen und scherzen³ die Genssen (die Gämbswilt) darauf herum.

Hier endet eigentlich Strafers Gletscherstudie. Lassen wir ihm aber noch sein Weidmannsrecht mit einem Stückchen Latein. Mag es sein Ernst oder Scherz sein, was er an die obigen Schlussworte seiner Gletscherschilderung noch mit der ihm eigentümlichen, echt weidmännisch-behaglichen Treuherzigkeit anfügt:

„Ja zu Zeiten legen sich die Genssen auf solche Stelgehänge der Lanen und Schneefelder (stückle Lähnssträffen) auf die Seite nieder, als ob sie tot wären, und schießen und rutschen dann plötzlich hinunter, als ob man sie tot geschossen hätte. So macht es eines nach dem andern.“

„Unten springen sie wieder auf, mitunter auch mitten auf dem Schneerutsche oder Lanstreifen, gehen wieder nacheinander wie die Saumrosse hinauf und wiederholen das vorherige Spiel so lange, bis sie endlich völlig müde oder dessen überdrüssig geworden sind. Sodann legen sie sich eine Weile zur Rast hin bis an den Abend, worauf sie sich an einen äpern⁴ Weideplatz begeben, an dem sie bis zum Anbruch der Nacht äßen.“

Astronomische und physikalische Geographie.

Der Begleiter des Polarsternes.⁵

Bekanntlich hat der Polarstern einen Begleiter, der bisher als Stern γ . Größe bezeichnet wurde. Seine Stellung scheint sich nur sehr langsam zu ändern, die Distanz vom Hauptstern beträgt 18,5", der Positionswinkel ist 212,4°.

Schon Struve hat in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Begleiter am Neuzöller des Dorpater Refraktors sogar am hellen Tage gesehen werden könne und Ende und Mädler bestätigten dies. Unter günstigen Umständen kann man den Begleiter in klaren Nächten an einem Fernrohr von zwei Pariszeroll Öffnung sehen, ausnahmsweise hat ihn Barnard an einem noch kleineren Fernrohr wahrgenommen. Diese Erscheinung konnte in keiner annehmbaren Weise erklärt werden, nun hat aber E. Jost in Gotha Mitteilungen gemacht, aus welchen hervorgeht, daß dieser Stern höchst wahrscheinlich veränderlich ist.

¹ Leger, Kärnt. Wörterbuch 173, Schnealane = Schneelawine oder Abrutschung. Daher auch die vielen in Kärnten vorkommenden Komposita mit laner in Wiesen- und Waldnamen.

² Stückl = steil von ahd. stügen = steigen.

³ Scherzen, scherzen = laufen, rennen, besonders vom Rindvieh bei drückender Sommerhitze. Leger, K. W. 217.

⁴ äper, aper = schneefrei, aufgetaut. Ein bereits vom Schnee entblößter Erdfleck. Leger, K. W. 8.

⁵ „Sirius“ 1903, S. 178.

Gelegentlich meiner mehrjährigen Arbeit am Heidelberger dreißigen Meridiankreis — sagt Jost — fiel mir an einigen Tagen die besonders gute Sichtbarkeit des Polarisbegleiters auf. Derselbe gilt als Stern zirka 9. Größe und seine Sichtbarkeit in dem für die Polarisbeobachtung sehr hellen Felde war für das kleine Fernrohr etwas Außergewöhnliches. Gleichwohl habe ich der Sache keine weitere Beachtung geschenkt, bis ich im Herbst 1902 eine Reihe von Extinktionsbeobachtungen anstellte, bei welchen der Polarisstern allerdings nur eine untergeordnete Rolle spielte. Die gleichzeitigen Neureduktionen der Müllerschen Sántisbeobachtungen durch Herrn Dr. Bemporad, sowie besonders eine Mitteilung seitens des Herrn Prof. Valentiner, welchem ebenfalls die veränderliche Sichtbarkeit im früheren Karlsruher Meridiankreis aufgefallen war, veranlaßten mich, die früher vielumstrittene Frage der Veränderlichkeit des Polarissternes in anderer Form wieder aufzugreifen.

Die Beobachtungen wurden am achtzölligen Merz'schen Refraktor in Verbindung mit einem Zöllnerschen Photometer angeestellt. Der Hauptstern ist nicht abgeblendet worden, weil einmal der Begleiter bei der schwachen Vergrößerung des Photometerokulares dem Hauptstern sehr nahe stand und dann die ganzen Beobachtungen nur als gelegentliche anzusehen waren, insofern als das Instrument seinerzeit in der Hauptsache der Beobachtung langperiodischer Veränderlicher gewidmet war. Für die Messungen wurde der künstliche Stern des Photometers möglichst nahe dem Polarisbegleiter gebracht, und zwar in radialer Entfernung vom Hauptstern wie dieser, schließlich wurden in beiden Stellungen zu demselben die Messungen ausgeführt.

Es ergab sich nun eine Schwankung der Helligkeit des Sternes zwischen 8,52 und 9,64 Größe. Ob diese Schwankungen periodisch sind, läßt sich aus dem geringen Beobachtungsmateriale nicht schließen, es scheint aber fast, als ob eine siebentägige Periode vorhanden wäre. Die ermittelten Größen waren:

1902.			Größe	1903.			Größe
8. November	6 Uhr 45 Minuten		9,46	16. Jänner	5 Uhr 59 Minuten		8,79
10. "	8 " 30 "		8,89	17. "	10 " 55 "		9,59
11. "	6 " 45 "		8,98	22. "	11 " 58 "		8,66
11. "	8 " 51 "		8,85	31. "	11 " 1 "		9,44
15. "	10 " 56 "		8,63	16. Februar	13 " 54 "		8,95
17. "	7 " 53 "		9,13	17. "	9 " 39 "		8,52
17. "	9 " 21 "		9,24	18. "	10 " 56 "		9,17
21. "	9 " 6 "		9,02	19. "	10 " 23 "		9,64
22. "	9 " 23 "		9,10	24. "	8 " 15 "		9,39
22. Dezember	9 " 40 "		8,91	26. "	11 " 52 "		9,49

Die Stübel'sche Vulkantheorie.

In Professor Dr. A. Hettners „Geographischer Zeitschrift“ bietet A. Bergat eine sehr instruktive Darlegung der Stübel'schen Vulkantheorie, welche wir hier zum Abdruck bringen.

Manche Erscheinungen, wie die zwischen die Schichten gepreßten, oft kolossalen Stöcke von Eruptivgesteinen, welche man als Lakkolithen bezeichnet, ferner die petrographischen Verwandtschaften in den Produkten von Vulkanbezirken und der gleichgerichtete Wechsel in der chemischen Zusammensetzung solcher im Laufe verschiedener Tätigkeitsperioden innerhalb desselben engeren Gebietes hatten es immer wahrscheinlicher gemacht, daß nicht das eigentliche Erdinnere der Magmaherd für die Vulkane sein könne, sondern daß zwischen diesen und jenen, gewissermaßen als Relais, Sonderreservoir liegen müssen, die eine Anzahl von Vulkanen zu versorgen haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich im Laufe der Zeit auch diese peripherischen Magmaherde wieder in Einzelherde zerlegen können. Auf anderem Wege, nämlich durch ein vergleichendes Studium zahlreicher Vulkanformen, wozu ihm der jahrzehntelange Aufenthalt in vielen Vulkangebieten Gelegenheit gab, ist Alphons Stübel zu derselben Ansicht gekommen und hat in den letzten Jahren in verschiedenen Aufsätzen eine Theorie ausgearbeitet, welcher man jedenfalls nachrühmen muß, daß sie auf die Geologie schon jetzt sehr anregend gewirkt hat.

Stübel setzt voraus, daß das irdische Magma die sonst nicht gerade gewöhnliche Eigenschaft besitze, sich in einer bestimmten Phase der Abkühlung auszudehnen. Daraus ergibt sich, daß die allererste Erstarrungskruste des Planeten oftmals von Magmaergüssen aus dem Innern durchbrochen werden mußte, die dann in zahlloser Folge wie riesige Lavaströme einander jo

rasch überdeckten, daß viele nur oberflächlich erstarrt waren, als sich der nächste Strom über sie legte. Es hinterblieben also zahlreiche glutflüssige Kerne, die wegen der glühendheißen Überbedeckung nun noch weniger schnell zur Erstarrung kommen konnten. Jene mächtige Lavafolge ist nach Stübel die „Panzerdecke der Erde“, jene glutflüssigen Kerne sind die „peripherischen Magmaherde“. Da das in ihnen enthaltene Magma bei der Abkühlung sich gleichfalls ausdehnen soll, so werden sie zeitweise ihre Decke sprengen, und nach der Oberfläche ergießt sich Lava, welche die Vulkanberge aufbaut. Die letzteren sind also die Abraumhaufen der Materie, welche in der Tiefe keinen Platz mehr hat.

Bekanntlich gibt es viele Vulkane, welche von einem ringförmigen Wall umgeben werden: der Vesuv ist der Typus eines solchen; der Ringwall ist die „Somma“ oder „Caldera“ oder der „Urkegel“, der eigentliche Vulkan ist der „Eruptionkegel“. In ähnlicher Weise ist der Stromboli, der Pic de Tehde, die Vulkaninsel Santorin gebaut, und auch der Atna und viele andere zeigen solche Formenverwandtschaft. Es ist bisher noch nicht möglich gewesen, die tieferen Ursachen für eine solche Doppelgestalt genügend zu erklären, vor allen Dingen dann nicht, wenn die Produkte des Eruptionkegels chemisch stark verschieden sind von denen des Ringwalls. Jedenfalls aber hat man, seitdem Helly den Katastrophentheorien den Boden entzogen hatte, in dem Aufbau jener Ringwälle, der sich häufig sehr gut studieren läßt, nur das Ergebnis derselben Vorgänge erblickt, welche auch heute an der Vergrößerung der Eruptionkegel arbeiten, nämlich einer allmählichen Aufschüttung von geflossener und zerstäubtem Material. Durch eine Katastrophe oder auch allmählich, wahrscheinlich durch einen Einsturz, ist dann der alte Ke gel zur Tiefe gebrochen, während der junge manchmal wohl erst lange Zeit nach dem Ersterben des ersteren seine Tätigkeit übernommen hat. Der Einsturz des alten Kegels und die Neubildung des jungen mögen vielfach auch gleichzeitig vor sich gegangen sein.

Anders ist die Auffassung Stübel's. Nach ihm kommt in der Form solcher Doppelberge nur ein Wechsel der in dem Magmaherd sich entwickelnden Energien zum Ausdruck. Ist dort infolge der Ausdehnung des Glutflusses so viel Kraft angehäuft worden, daß die Erdoberfläche keinen Widerstand mehr zu leisten vermag, dann bricht sich das Magma Bahn, ergießt sich in ungeheuren Massen und baut mit einem Male einen großen „monogenen Vulkanberg“ auf, der dadurch ringförmige Gestalt annehmen kann, daß das Magma wieder in die Tiefe zurückstürzt, wenn die treibende Energie sich erschöpft, und gewissermaßen in den schon erstarrten, nicht mehr bewegungsfähigen Massen die Spuren seiner Anwesenheit zurückläßt. So entstand z. B. nach Stübel die Somma des Vesuvs, und auch die Ringgebirge des Mondes mit ihren bis zu 250 Kilometer betragenden Durchmessern sollen so entstanden sein. Ist der Magmaherd durch die Bildung des Vulkanberges noch nicht völlig erschöpft, so wird sich das in ihm verbleibende Magma bei der Abkühlung weiter ausdehnen und wiederum Energie ansammeln, die häufig auf demselben Wege, den die erste Eruption benutzte, zum Erguß von Glutfluß führt; solche spätere, nach Stübel's Ansicht im Vergleich zur ersten Katastrophe sehr untergeordnete Ergüsse von Lava können sich dann häufiger wiederholen, und der anfangs „monogene Vulkanberg“ wird jetzt „polygen“, es entsteht ein „Vulkan“. Damit soll am besten die Zweigestaltigkeit so vieler großer Vulkanberge erklärt werden. Monogen wären also dann alle „Vulkanberge“, welche keine andauernde Tätigkeit mehr zeigen, gleichviel, ob sie die Gestalt von großen Ringwällen (mit oder ohne jüngeren Eruptionkegel) oder von gewaltigen Kuppen besitzen, wie der Chimborazo. Die jetzige Gestalt der erloschenen Ke gel ist nicht so sehr durch die Erosion — z. B. die Glazialerosion, wie Reiß für die ecuadorianischen Vulkane behauptete — sondern durch den Bildungsvorgang selbst gegeben.

In einer seiner letzten Abhandlungen hat Stübel wieder mit Nachdruck seine Anschauungen auf eine Gruppe nahe benachbarter großer Vulkane von Ecuador angewandt, um neuerdings deren äußere Gestalt mittels der Theorie von der zeitweisen Erschöpfbarkeit peripherischer Magmaherde zu erklären. Danach wären monogen und durch einen einzigen Ausbruch entstandene der Quilimbada, Sincholagua, Mumidahui und Paschoa. Der Antisana, der Tacana und der Cotopaxi aber sollen zwar in ihrer Hauptmasse gleichfalls durch ein einmaliges Hervorfluten von Lava entstanden sein, im übrigen aber späterhin, sei es durch verhältnismäßig geringfügige seitliche Ergüsse ohne Eruptionen (so die beiden ersteren) oder unter Aufbau eines Eruptionkegels (der Cotopaxi) noch etwas an Masse zugenommen haben.

Ähnliches nimmt Stübel auch hinsichtlich der vulkanischen Ereignisse auf Martinique und St. Vincent an. Aus den Terrainformen der Inseln, wie sie auf den (teilweise recht dürftigen!) Karten zum Ausdruck kommen, zieht er mit einer sicherlich unberechtigten Kühnheit den Schluß, daß auch diese in der Hauptsache durch „monogene Vulkanberge“ gebildet seien. Da mit dem Aufbau dieser die unter den Inseln liegenden Magmaherde ihre Energie

größtenteils erschöpft hätten, so seien die bekannten Katastrophen doch nur ihre letzten Ausfaltungen, und Ausbrüche von solcher Gewalt wie die, welche mit einem Male die Hauptmasse des Gebirgslandes der beiden Inseln aufgehäuft hätten, könnten deshalb jetzt nicht mehr eintreten.

Nur in kurzen Zügen sollte im vorigen die Stübel'sche Theorie skizziert werden. Sie hat, seitdem ihr Urheber sie zum ersten Male, damals mit größerer Zurückhaltung als in seinen späteren Schriften, veröffentlichte, viel von sich reden gemacht und auch Jünger gewonnen. Jedenfalls ist die Theorie eine der bemerkenswertesten Erscheinungen im Gebiete der so langsam fortschreitenden Vulkanologie. Das gilt vor allem für Stübel's Anschauungen über die Magmaherde; man wird sie solange beachten müssen, als es nicht gelingt, das zu widerlegen, was Stübel nicht zu beweisen vermag, daß sich nämlich der irdische Blutfluß bei der Abkühlung ausdehnen soll. Was indessen die Theorie von der monogenen Entstehung der alten Stratovulkane wie des Atna Grundgebirges, des Monte Somma und anderer ähnlicher Vulkanruinen anlangt, so bringt Stübel doch viel zu wenig einwandfreie Gründe für eine solche Auffassung vor, die vor allem nur auf geologische Detailstudien gestützt werden dürfte. Welchen Wert hätten denn Stübel's auf die Landkarte gegründeten ausführlichen Erörterungen über die „monogene“ Entstehung von Inselbergen, während doch die Möglichkeit noch gar nicht ausgeschlossen ist, daß sie sich etwa bei genauer geologischer Aufnahme als teilweise aus Granit oder kristallinen Schieferen gebildet herausstellen? Und das Kartenbild, aus dem Stübel seine Schlüsse gezogen hat, bliebe doch daselbe! Es besteht einstweilen keine Veranlassung zu der Annahme, daß die großen Stratovulkane nicht so aufgebaut wurden wie die heute noch tätigen Kegele.

Die von Stübel besprochenen Beispiele gehören alle der spätesten Epoche der Erdgeschichte, nämlich der Tertiärzeit und dem Diluvium an: warum sollten gerade damals die viele Kilometer tief unter der Erdoberfläche ruhenden Magmaherde an den verschiedensten Orten zu einer katastrophartigen Entleerung ihres Inhalts gezwungen gewesen sein, nachdem überdies Stübel das Zutun aller tektonischen Vorgänge, wie Spaltenbildungen, bei dem Hervorbrechen des Magmas gänzlich ausschließt? Und wie erklärt Stübel die Tatsache, daß auch in der Zeit des Devon oder des Rotliegenden weite Gebiete Vulkanlandschaften waren, während die gleichen z. B. aus der Jura- oder Kreidezeit keine Spuren vulkanischer Tätigkeit aufweisen? Es ist nicht einzusehen, warum von den zahllosen „peripherischen Herden“, die sich in der allerersten Jugendzeit der festen Erdkruste gebildet haben sollen, ein Teil zu ungefähr gleicher Zeit im Palaeozoicum, ein anderer Teil etwa gleichzeitig in den jüngsten Erdperioden zur Erschöpfung gekommen sein soll. Sollte in der Zwischenzeit die Abkühlung des Magmas und seine angebliche Ausdehnung weithin eine Unterbrechung erfahren haben?

Politische Geographie und Statistik.

Kaiser Wilhelmsland und Bismarckarchipel.

(Mit einer Karte.)

Neu-Guinea, nächst dem hochnordischen Grönland die größte Insel der Erde, indem es mit seinen 771,913 Quadratkilometern das Areal Schweden-Norwegens noch um 2574 Quadratkilometer übertrifft, wurde zwar schon 1511 von den Portugiesen entdeckt, 1616 das erste mal von den Holländern besucht, aber sehr spät von europäischen Mächten in Besitz genommen. Es erklärt sich dies aus dem höchst ungesunden feuchtheißen Tropenklima und dem feindseligen Verhalten der Eingebornen. Erst 1824 gaben die Holländer ihre Ansprüche auf den westlichen Teil der Insel bis zum 141. Längengrad bekannt, wogegen der östliche Teil noch 60 Jahre unokupiert blieb. Am 4. November 1884 fand die förmliche Besitzergreifung des südöstlichen Teiles von Seiten Englands statt und gleichzeitig ließ Deutschland an mehreren Punkten der Nordostküste von Neu-Guinea die deutsche Flagge hissen.

Die Erwerbung eines ansehnlichen Gebietes der gewaltigen Insel für das Deutsche Reich ist auf den Reisenden Otto Finsch zurückzuführen, der auf seiner großen Forschungsreise in die Südsee 1879 bis 1882 auch Neu-Guinea besuchte. Sein Bericht führte zur Gründung der Neu-Guinea-Kompagnie, in deren Auftrag Finsch 1884 die Nordostküste von Neu-Guinea erforschte. Die daselbst von ihm erworbenen Gebiete wurden unter deutschen

Schutz gestellt und auf Grund eines kaiserlichen Schutzbriefes vom 17. Mai 1885 übte die erwähnte Neu-Guinea-Kompagnie, deren Zweck die Kolonisierung des deutschen Anteils an Neu-Guinea war, daselbst die Regierung bis Anfang 1899 aus. Zu diesem Zeitpunkte trat an ihre Stelle das Reich, welches die Hoheitsrechte durch Vertrag vom 7. Oktober 1898 zurückgekauft hatte.

Deutsch-Neu-Guinea oder Kaiser Wilhelmsland ist die kleinste der kolonialen Besitzungen auf der großen Insel. Es mißt 181.650 Quadratkilometer (sowie wie die preussischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Sachsen und Rheinland zusammen), während der britische Anteil 221.570, der niederländische 368.693 Quadratkilometer umfaßt. Vom niederländischen Besitz trennt es im Westen der 141. Meridian, vom britischen Schutzgebiet eine 1886 vereinbarte Demarkationslinie, welche bei dem genannten Meridian unter beiläufig 5° südl. Br. beginnend und unter 144° östl. L. v. Gr. getrickt südöstlich bis zum 8. Parallel und dann diesem entlang zum Meere verläuft.

Hauptsächlich Gebirgsland, enthält das deutsche Schutzgebiet nur im Norden ausgedehntere Ebenen; sonst steigen fast an der ganzen Küste die Gebirge steil aus dem Meere auf oder sind nur durch ein sehr schmales Korallenvorland von demselben getrennt. Genauer bekannt ist besonders das Finiestergebirge, welches wie die meisten anderen von Nordost nach Südost streicht; im Gladstone- oder Rautberge erreicht es 3475 Meter Höhe. Namentlich der Süden des Kaiser Wilhelmslandes ist von einem mächtigen Kettengebirge (Kraakgebirge, Bismarckgebirge und Hagengebirge) erfüllt, mit Höhen über 4000 Meter. An Wasserläufen ist das Land sehr reich, doch sind es meist nur Gebirgsflüsse. Mit Dampfern schiffbar sind unter anderen vornehmlich der gewaltige Kaiserin Augustafluß und der 1896 entdeckte Ramu, wie 1898 durch Tappenbeck festgestellt wurde, der Oberlauf des Ottilienflusses.

Das Klima ist durchwegs tropisch, an den Küsten infolge der Wassernähe und der herrschenden Seewinde sehr gleichmäßig. Nach den seit 1885 angestellten Beobachtungen scheint die mittlere Jahrestemperatur nicht viel von 26° C. abzuweichen, während die höchsten Temperaturen zu Mittag um 32° C. schwanken. In bezug auf die Regenverhältnisse kennzeichnen sich außerordentliche Unterschiede. Die jährliche Regenmenge schwankt, ohne eine deutliche, von einer trockenen Zeit unterschiedene Regenperiode aufzuweisen, zwischen 2000 und 4000 Millimetern.

Die Bewohner gehören zu den Papua, doch sind im Norden Einflüsse der Vermischung mit Malaien, im Süden mit Australnegern unverkennbar. Da die Gesamtzahl der Bewohner nur auf 110.000 geschätzt wird, ist die Bevölkerung ungemein spärlich, kaum 1 Seele auf den Quadratkilometer. Die Zahl der Europäer betrug 1901 nur 97.

Zur Ausfuhr gelangen hauptsächlich Tabak, Kopra, Baumwolle, Holz, Treparang, Perlschalen und Schildpatt. Haupthäfen sind Friedrich Wilhelmshafen, Berlinhafen und Konstantinhafen. Der Handel ist zum größten Teil in den Händen der Neu-Guinea-Kompagnie, welche auch ausgedehnten Plantagenbau betreibt. Im Jahre 1902/03 erzielte sie im Handel eine Einnahme von 1.247.487 Mark und aus dem Plantagenbau einen Gewinn von 437.272 Mark.

Kaiser Wilhelmsland bildet mit dem Bismarckarchipel, einschließlich der deutschen Salomoninseln, mit den Carolinen, Palauinseln und deutschen Ladronen das kaiserliche Gouvernement (Schutzgebiet) Deutsch-Neu-Guinea (im weiteren Sinne), zusammen über 241.100 Quadratkilometer mit etwa 384.000 Einwohnern. Von diesen genannten Inseln nimmt der Bismarckarchipel ein erhöhtes Interesse in Anspruch, weil daselbst in Herbertshöhe seit 1899 der Sitz des Gouverneurs ist.

Der Bismarckarchipel, früher Neubritannien genannt, umfaßt eine halbkreisförmige Gruppe schmalere Inseln zwischen 2° und 6 $\frac{1}{2}$ ° südl. Br. und 148° bis 155° östl. L. v. Gr. Die 90 Kilometer breite Dampierstraße trennt ihn von der Ostseite Neu-Guineas. Er mißt etwa 47.100 Quadratkilometer und besteht aus den Inseln Neu-Pommern (früher das eigentliche Neubritannien, von den Eingeborenen Birara genannt, 33.700 Quadratkilometer), Neu-Mecklenburg (früher Neu-Irland, bei den Eingeborenen Tombara, 12.000 Quadratkilometer), Neu-Hannover (1400 Quadratkilometer), den Admiralitätsinseln (1980 Quadratkilometer), Neu-Sachsen (früher Duke of York-Inseln, 70 Quadratkilometer) und zahlreichen anderen kleineren Inseln. Alle Inseln sind vulkanischen Ursprungs und gebirgiger Natur; es gibt noch tätige Vulkane. Die Einwohner, auf höchstens 188.000 geschätzt, sind Papua; gegen die Europäer, deren über 300 hier ansässig sind, verhalten sie sich feindselig. Der Gouvernementsitz Herbertshöhe liegt auf Neu-Pommern.

Die Inseln des Bismarckarchipels sind seit 1884 deutsche Kolonie; sie standen bis 1899 unter der Verwaltung der Neu-Guinea-Kompagnie, worauf sie das Reich übernahm.

Japans Handel und Industrie.

Japan hat in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Fortschritt nicht nur in seiner Landwirtschaft, im Bergbau, in Fischerei und Forstwirtschaft gemacht, sondern es hat auch einen ungeheuren Aufschwung in seinen Industrien und Verkehrseinrichtungen, im Bankwesen und im internationalen Handel genommen. Es liegt uns das von dem japanischen Finanzministerium veröffentlichte „Financial and Economical Annual of Japan“ für das Jahr 1903 vor. Aus diesem interessanten, mit außergewöhnlicher Genauigkeit hergestellten Schriftstück ersehen wir, daß die Einwohnerzahl im Reiche des Mikados von 33,110.793 im Jahre 1872 auf 44,805.937 im Jahre 1900 stieg. Männlein und Weiblein sind schön gleichmäßig verteilt: 22,197.806 Einwohner sind weiblichen und 22,608.131 männlichen Geschlechts. Diese wohnen auf zusammen 487 Inseln. Im Jahre 1896 gab es in ganz Japan 4596 Aktien- und Privatgesellschaften mit einem Kapital von 620 Millionen Yen, während im Jahre 1901 deren 8602 mit einem Kapital von 1200 Millionen Yen tätig waren. An landwirtschaftlichen Unternehmungen waren im Jahre 1901 mehr als 200 Gesellschaften interessiert, an der Industrie dagegen 2477 mit nahezu 20 Millionen Yen, während im gleichen Jahre 5323 Handelsgesellschaften mit 625 Millionen und 596 Verkehrsgesellschaften mit einem Kapital von mehr als 350 Millionen Yen an der Arbeit waren. Außerdem gab es noch 61 Lebens-, Feuer- und Marine-Versicherungsgesellschaften mit einem vollbezahlten Kapital von rund 35 Millionen Yen. Im Jahre 1903 waren ungefähr eine Million Personen in der Lebensversicherung, jedenfalls eine bedeutende Anzahl, wenn man bedenkt, daß die ersten Lebensversicherungsgesellschaften nach europäischem Muster in Japan erst gegen das Jahr 1890 eingeführt wurden. Interessant ist ferner die Tatsache, daß man im Jahre 1901 bereits 81 wohlorganisierte Börsen in Japan zählte. Der Umlauf des Aktienmarktes allein bezifferte sich auf mehr als 300 Millionen Yen, während die Börsentransaktionen in roher Baumwolle sich auf nahezu 600 Millionen, die in Reis auf 66 Millionen und die in Zucker auf etwa 40 Millionen Yen beliefen. Ein weiteres Zeichen moderner Ideen ist die Zunahme von Patenten für japanische Erfindungen, deren Zahl von 906 im Jahre 1887 auf 3095 im Jahre 1902 stieg. Wie sehr mit dem inneren Aufschwung Japans auch der auswärtige Handel gestiegen ist, geht aus folgenden Vergleich hervor: Im Jahre 1870 belief sich der Wert der Ausfuhr des Landes auf 14,500.000 Yen und im Jahre 1902 auf 258,300.000 Yen, während die Einfuhr im gleichen Zeitraum von 33,000.000 Yen auf 272.000.00 Yen stieg! Der beste Käufer japanischer Erzeugnisse im Jahre 1902 waren die Vereinigten Staaten mit 80 Millionen Yen, während England nur mit 36 Millionen, Frankreich mit 27 Millionen, Deutschland mit 5 Millionen und Italien mit 13 Millionen figurierten. Als Lieferant steht England mit 50 Millionen Yen an der Spitze; es folgen die Vereinigten Staaten mit etwa 48 Millionen und Deutschland mit etwa 26 Millionen Yen. Die Summe der russischen Einfuhr belief sich auf die Bagatelle von 100.000 Yen. In dieser Beziehung kommen sogar Exportgeschäfte sind Seide und Seidenwaren (über 100 Millionen Yen), Tee, Kupfer, Reis, Kampfer, Baumwollgarn, Streichhölzer, Matten, Kohle, Porzellanwaren und Zigaretten. In der Einfuhrliste steht Baumwolle an erster Stelle; es folgen Reis, Eisen, Stahl, Maschinen und Eisenwaren, Petroleum, Zucker und Baumwollwaren. Im Jahre 1902 brachten 6211 Dampfschiffe und 1533 Segelschiffe die Einfuhr nach Japan. Der Außenhandel Japans liegt naturgemäß in den großen Städten. Im Jahre 1901 gab es im ganzen Reiche 39 Städte mit mehr als 30.000 Einwohnern und 216 Städte mit einer Einwohnerzahl von über 10.000 Seelen. Der Haupthafen und die erste Handelsstadt Japans ist Yokohama mit etwa 200.000 Einwohnern. Weitere bedeutende Handelsplätze sind Kobe mit 200.000 Einwohnern, Nagasaki mit 120.000, Osaka mit nahezu 800.000 und die Hauptstadt Tokio mit mehr als 1,400.000 Einwohnern. Es gibt in Japan ausgedehnte und reiche Lager von Eisen und Kohle. Die Kohlenproduktion stieg von etwa 4 Millionen im Jahre 1895 auf beinahe 10 Millionen Tonnen in 1902. Heute spielt bereits die Bergbauindustrie in Japan eine große Rolle, und im vorigen Jahre wurden nahezu 56.000 Tonnen Kupfer gewonnen. Auf der Insel Formosa sind Kohlenlager entdeckt worden, von denen einige ein Gebiet von mehreren Quadratmeilen einnehmen. Die Kohle wird hauptsächlich nach China versandt. Die Produktion von Gold, Silber, Blei, Schwefel und Petroleum ist gleichfalls im Wachsen begriffen. Vor 32 Jahren gab es in Japan 18 Meilen Eisenbahnen mit 58 Personenwagen und 75 Frachtwagen. Im Jahre 1872 wurden rund 500.000 Passagiere und 8000 Tonnen Fracht befördert. Im Jahre 1903 hatte Japan 4238 Meilen Eisenbahnen mit 4864 Personen- und 22.000 Frachtwagen, und die Zahl der beförderten Passagiere betrug 116 Millionen; die beförderte Fracht

bezahlte sich auf nahezu 16,000,000 Tonnen. Im Jahre 1870 hatte Japan 35 Dampfer und 11 größere und mittlere Segelschiffe. Im Jahre 1902 bestand die japanische Handelsflotte aus 1395 Dampfern und 4020 Segelschiffen. Außerdem gab es im vorigen Jahre noch an die 20.000 Dschunken. Im Jahre 1871 hatte Japan 180 Postanstalten und 4 Telegraphenanstalten. Im letzten Jahr gab es 5516 Postanstalten und 2198 Telegraphenstationen. Das Telephon wurde erst im Jahre 1893 in Japan eingeführt, und im vorigen Jahre wurden 120 Millionen Gespräche vermittelt. Diese Zahlen sprechen für sich selbst!

Die deutsche Kauffahrteiflotte 1903. Der Bestand der deutschen Kauffahrteiflotte an registrierten Fahrzeugen mit einem Bruttoreaumgehalt von mehr als je 50 Kubikmeter belief sich am 1. Jänner 1903 auf 4045 Schiffe mit einem Gesamtraumgehalt von 3,265.795 Register-tonnen brutto und 2,203.804 Register-tonnen netto gegen 3959 Schiffe mit 3,080.548 Register-tonnen brutto und 2,093.033 Register-tonnen Nettoraumgehalt am 1. Jänner 1902. Wegen des Vorjahr hat die Zahl der Schiffe um 86, der Bruttoreumgehalt um 185.247 Register-tonnen, der Nettoraumgehalt um 110.771 Register-tonnen zugenommen. Der Gattung nach waren am 1. Jänner 1903: 2232 Segelschiffe mit 541.845 Register-tonnen brutto und 498.502 Register-tonnen netto, 268 Schleppschiffe mit 87.543 Register-tonnen brutto und 82.863 Register-tonnen netto, sowie 1545 Dampfer mit 2,636.407 Register-tonnen brutto und 1,622.439 Register-tonnen netto vorhanden gegen 2236 Segelschiffe mit einem Raumgehalt von 550.030 Register-tonnen brutto und 507.143 Register-tonnen netto, 260 Schleppschiffe mit einem Raumgehalt von 84.274 Register-tonnen brutto und 79.831 Register-tonnen netto und 1463 Dampfer mit einem Raumgehalt von 2,446.244 Register-tonnen brutto und 1,506.059 Register-tonnen netto am 1. Jänner 1901. Unter den Segelschiffen befanden sich am 1. Jänner 1903 52 Schiffe mit mehr als drei Masten, 243 dreimastige, 1405 zweimastige und 532 einmastige Schiffe. Von den Dampfern waren 44 Räderdampfer und 1501 Schraubendampfer.

Der Verkehr auf den Wasserstraßen Berlins. Der Schiffs- und Güterverkehr auf den Berliner Wasserstraßen hat sich, nach einer Mitteilung des königl. Polizeipräsidentiums, im Jahre 1903 gegen das Vorjahr erheblich gesteigert. Es betrug (die Zahlen für das Jahr 1902 sind in Klammern beigefügt) die Gesamtzahl der durchgegangenen Dampf- und Segelschiffe einschließlich der Personendampfer 6562 (6442), der angekommenen 66.218 (54.476) und der abgegangenen 65.243 (53.315). Das Gesamtgewicht der zu Wasser transportierten Güter betrug nach Tonnen gerechnet: im Durchgangsverkehr 1,396.724 (1,293.206), angekommen sind 6,763.138 (5,361.964), abgegangen sind 731.561 (591.864) Tonnen Güter. Unter den 1903 in Berlin angekommenen Lastschiffen befanden sich 21.905 Schleppdampfer, 997 Güterdampfer, darunter 34 unbeladene, und 38.338 Segelschiffe, darunter 2597 unbeladene. Unter den abgegangenen Lastschiffen befanden sich 21.999 Schleppdampfer, 969 Güterdampfer, darunter 94 unbeladene, und 37.304 Segelschiffe, darunter 32.318 unbeladene. Im Durchgangsverkehr passierten durch Berlin 204 Schleppdampfer, 35 Güterdampfer, darunter 6 unbeladene und 6323 Segelschiffe, darunter 459 unbeladene. Flößhölzer gingen durch Berlin im Jahre 1903 1393 Tonnen (gegen 1422 im Vorjahre). An kamen 6887 Tonnen (gegen 2277); ab gingen 130 Tonnen Flößhölzer; in den beiden letztvergangenen Jahren wurden keine solchen von Berlin aus weggeschickt. Die Schifffahrt war im Jahre 1903 auf der Spree und dem Landwehrkanal nicht unterbrochen, dagegen ruhte sie auf dem Berlin-Spandauer Schiffskanal an 33 Tagen wegen Eises.

Österreichs Waldbestände. Nach dem statistischen Jahrbuche des österreichischen Ackerbauministeriums umfaßte die Waldfläche Österreichs im Jahre 1900 insgesamt 9,767.566 Hektar (hierzu treten noch 12.414 Hektar königl. bayerische Saalforste), sonstige unter staatlicher Verwaltung befindliche Wälder (Religions-, Studien-, Stiftungsfonds) 327.092 Hektar, Gemeindeforste 1,283.080 Hektar, Ländern und Bezirken gehörige Waldungen 20.024 Hektar, Wälder anderer öffentlicher Fonds 65.752 Hektar, Wälder von Kirchen, Pfründen und kirchlichen Anstalten 385.125 Hektar, Wälder von Genossenschaften und Gemeinschaften 232.356 Hektar, Fideikommisswälder 1,003.562 Hektar, sonstige Privatwälder 5,720.965 Hektar. Der Zuwachs an Waldland im Jahre 1900 durch Aufforstung betrug 7245 Hektar und auf andere Weise 7468 Hektar, der Abfall an Waldland durch Kulturumwandlung 3517 Hektar, auf andere Weise 268 Hektar. Von der gesamten Waldfläche waren 5,896,942 Hektar mit Nadelholz (davon 65.780 Hektar mit Krummholz) bestanden, 2,071.146 Hektar mit Laubholz und 1,799.478 Hektar mit gemischten Holzarten. Der Hochwald umfaßte 8,319.745 Hektar, der Mittelwald 282.364 Hektar, der Niederwald 1,165.457 Hektar. Die Holzproduktion (Holznutzung) war im Jahre 1900 folgende: 14,981.657 Festmeter Nutholz (darunter 13,910.753 Festmeter weiches Holz) und 17,457.325 Festmeter Brennholz (darunter 10,846.869 Festmeter weiches Holz).

Frankreichs Entvölkerung. Neue Dokumente, die die Tatsache der Entvölkerung Frankreichs in grellem Lichte zeigen, sind von Jacques Bertillon zusammengestellt worden. Wenn man die Überschüsse der Bevölkerung der vier Großmächte Deutschland, Großbritannien, Italien und Österreich-Ungarn von 1891 bis 1900 zusammenzählt und diese Summe durch ihre Gesamtbevölkerung teilt, so findet man nach Bertillon, daß der Überschuß der Geburten über die Todesfälle jährlich durchschnittlich 11,7 Prozent beträgt. Diese Zuwachsziffer müßte also auch Frankreich haben, um seinen Rang in der Liste der Völker zu behaupten. Multipliziert man diese Zahl mit der jetzigen Bevölkerung Frankreichs, so erhält man als Produkt die Zahl 450.000; Frankreich fehlen also 450.000 jährliche Geburten, wenn es nicht abnehmen und seine jetzige Stellung verlieren soll. Der Rückgang der Sterblichkeit wird dieses Defizit nie ausfüllen. Von den 829.000 Sterbefällen, die den jährlichen Durchschnitt von 1891 bis 1900 bilden, betreffen 479.000 Personen von 50 Jahren und darüber. Ungefähr 350.000 Todesfälle müssen also als mehr oder weniger frühzeitig abgesehen werden. Wenn man diese alle vermeiden könnte, was natürlich eine absurde Hypothese ist, so fehlen noch immer 100.000 Leben. Erfahrung und Beobachtung beweisen überdies, daß im allgemeinen jeder Verminderung der Sterblichkeit ein Rückgang der Geburten folgt.

Außenhandel Samoas 1903. Die Gesamteinfuhr Samoas an Waren und Geld betrug 1903 2,681.404,74 Mark gegen 2,398.211 Mark in 1902 (+ 283.293,74 Mark). Der Wert der Einfuhr aus dem Deutschen Reiche belief sich auf 750.085 Mark, aus Australien und der Südsee auf 1,407.721,45 Mark, aus den Vereinigten Staaten von Amerika auf 446.680,44 Mark, aus Großbritannien auf 25.675,96 Mark, aus anderen Ländern auf 51.241,89 Mark. Unter den Waren stehen Verzehrungsgegenstände (771.530,81 Mark) und Gewebe und Bekleidungsgegenstände (587.707,02 Mark) an erster Stelle.

Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse des Schutzgebietes Samoa ist von 1,691.851,20 Mark in 1902 auf 1,384.506,77 Mark in 1903 zurückgegangen (— 307.344,50 Mark). Die Ursache liegt hauptsächlich im Preisfall der Kopa von 240 auf 180 Mark für die Tonne. Diese überragt mit 1,370.520 Mark alle anderen Ausfuhrgegenstände bei weitem. An Kakaó (in Bohnen) wurden 4.614,250 Kilogramm im Werte von 5537,10 Mark ausgeführt.

Zur Durchfuhr gelangten 1903 an Kopa von anderen Südseeinseln und Kakaó von Tutuila für 205.406 Mark gegen 1902 497.820 Mark — 292.614 Mark.

Mithin betrug der Gesamtaußenhandel Samoas

	1903	1902	
Einfuhr	2,681.404,74 Mark	2,398.111,00 Mark	+ 283.293,74 Mark
Ausfuhr	1,384.506,70 „	1,691.851,20 „	— 307.344,50 „
Durchfuhr	205.406,00 „	497.820,00 „	— 292.614,00 „
zusammen	4,271.317,44 Mark	4,587.782,20 Mark	— 316.464,76 Mark

Zudereente Brasiliens. Die Zudereente für 1903/04 schätzt man auf 2,610.000 Säcke, die sich auf folgende Staaten verteilen:

	Säcke
Pernambuco	1,400.000
Alagoas	350.000
Sergipe	300.000
Campos	180.000
Bahia	170.000
San Paulo	100.000
Parahyba	70.000
Rio Grande do Norte	40.000

(7)

Betriebsergebnisse der schweizerischen Eisenbahnen im Jahre 1903. Die Einnahmen der Bundesbahnen betragen im abgelassenen Jahre 110,268.599 Francs gegen 108,636.962 Francs im Jahre 1902, die Ausgaben 67,813.452 Francs, das ist 5,608.738 mehr. Der Einnahmehüberschuß für 1903 beträgt 42,455.147 Francs, das ist fast 4,000.000 Francs oder etwa 9 Prozent weniger als im Vorjahre. Die Gotthardbahn vereinnahmte 23,003.766 Francs gegen 21,344.225 Francs im Jahre 1902; ihr Einnahmehüberschuß beträgt 10,503.717 Francs gegen 10,026.675 Francs, ist also um etwa 500.000 Francs oder 5 Prozent günstiger.

Die Bevölkerungszunahme in einigen Staaten. Die Bevölkerungszunahme während der letzten fünfzig Jahre beträgt in den Vereinigten Staaten 106 Prozent, in Rußland 45,70 Prozent, in Deutschland 45,67 Prozent, in Frankreich dagegen nur 9,05 Prozent. Diese Zahlen können leicht irreführen, denn in Wahrheit steht Deutschland bei weitem an der Spitze und wird in bezug auf die „eigene“ Produktion von keinem anderen Volke auch

nur annähernd erreicht. Denn Amerika hat seine 106 Prozent doch nur seiner immensen Einwanderung, Rußland seine 45 Prozent in erster Linie seiner gewaltigen Gebietsvermehrung in Asien zuzuschreiben. Bei der ständigen Geburtenabnahme unter den eingebornen Amerikanern wäre ohne die Einwanderung, namentlich für die letzten zehn Jahre, eher eine Bevölkerungszunahme als Zunahme zu verzeichnen. Es ist daher ein Akt selbstmörderischer Politik, wenn man durch immer schärfere Gesetze die Einwanderung zu unterbinden sucht. Doppelt gefährlich ist aber diese Politik, weil innerhalb der letzten 30 Jahre sich das Neger-element mehr wie verdoppelt hat, also eine Afrikanisierung droht, vor welcher bereits eindringlich von klarschauenden Nationalökonomern in Amerika gewarnt wird.

Der Baumwollbau in Oberägypten. Der ägyptische Baumwollbau war bislang auf den unteren Nillauf beschränkt; doch macht sich das Bestreben zur weiteren Ausdehnung des Anbaues geltend. Früher war die in Oberägypten in verschwändigender geringer Menge erzeugte Baumwolle bei den Ausfuhrhändlern wenig beliebt, „Unterägypten für die Baumwolle, Oberägypten für das Zuderrohr“, dieser Grundsatz wurde als einmal bestehend angenommen und keine Änderung darin versucht. In den letzten Jahren jedoch werden Zuderrüben im Delta, und mit ausgezeichneten Ergebnissen wird Baumwolle im Süden angebaut. In den Provinzen Gizeh, Beni Sues, Minieh und Fahum nehmen die mit Baumwolle bestellten Flächen alljährlich zu und manches frühere Zuderrohrfeld wird jetzt zu dieser Kultur benutzt. Die Wahl wertvollerer Varietäten und die stetig verbesserten Bewässerungsverhältnisse sind wohl in erster Reihe als Gründe dieser Ausbreitung des Baumwollbaues zu nennen. Die in Oberägypten im Sommer sehr hohe Lufttrockenheit scheint die Baumwollpflanze nicht zu schädigen.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

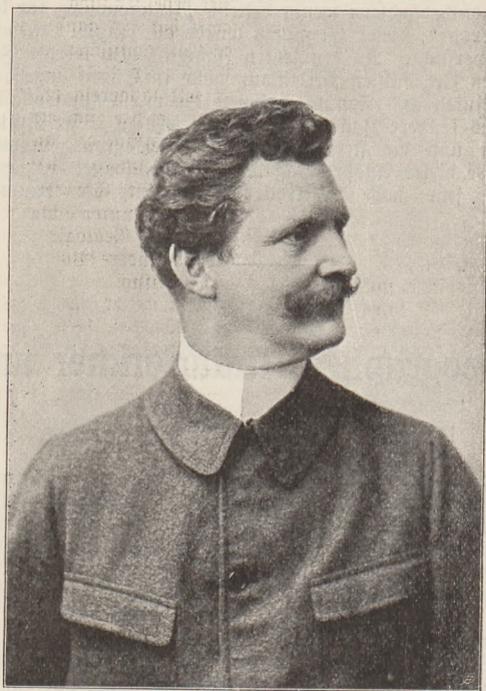
Der Alienreisende Dr. Kurt Boeck.

Durch seine ausgebreiteten Reisen in Asien, die Bücher, welche er über dieselben geschrieben und die fesselnden Vorträge, durch die er viele Tausende von Zuhörern erfreute und belehrte, hat sich Dr. Kurt Boeck einen weitreichenden Ruf erworben. Kurt Karl Alexander Eskar Boeck wurde am 10. Juni 1855 zu Antonienhütte in Ober-Schlesien als Sohn eines Hüttenwerkbesizers geboren. Nach Absolvierung des Realgymnasiums widmete er sich philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Gelegentlich einer Studentenvorstellung von Schröders „Studenten und Lügern“ am Berliner Nationaltheater teilte ihm Theodor Döring die Hauptrolle des „Holbach“ zu, in der er allgemeinen Beifall fand. Bei einer Wiederholung dieses Stückes in Hamburg wollte ihn Pollini sofort als jugendlichen Helden engagieren. Boeck lehnte dies vorteilhafte Anerbieten jedoch ab, um auf Wunsch seines Vaters zunächst das angefangene Studium zu beenden, welches er in Göttingen durch Ablegung des philosophischen Doktorexamens (1878) beschloß. Nachdem er seiner Militärpflicht als Einjähriger Genüge getan, genoß er seine künstlerische Ausbildung bei den Hofschauspielern Verndal und Oberländer. Im Frühling 1880 wurde Boeck an das Dresdener Hoftheater engagiert. Obwohl Boeck auch 1884 eine Lehrerstellung für Schauspiel- und Vortragskunst am königl. Konservatorium in Dresden erhielt, erbat er sich doch 1885 die Lösung seines Vertrages, weil ihm vom königl. Theater in Kassel ein günstiges Engagement angeboten worden war. Als sich aber 1887 Gelegenheit bot, eine Forschungsreise nach Asien, besonders nach Persien und in den Kaukasus zu begleiten, konnte er der Versuchung, Welt und Menschen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, nicht widerstehen. Das Forschen und Reisen in wenig bekannten, fernen Ländern sagte ihm derart zu, daß er, als er nach seiner Rückkehr aus Asien kein seinen Wünschen entsprechendes Engagement offen fand, sich völlig diesem interessanten Berufe zuwendete. Zunächst unternahm Boeck 1890 auf eigene Kosten eine große Expedition in das Himalayagebirge, wohin er den Gletscherführer Hans Kerker aus Tirol als Gehilfen mitnahm und wiederholte seine Fahrt nach Indien in den Jahren 1893, 1895 und 1898/99, um es in allen Teilen gründlich kennen zu lernen.

Im Jahre 1898 glückte es ihm, Zutritt in das Wunderland Nepal zu erhalten, das heute das einzige noch unabhängige Königreich Indiens ist, aber seine Tore vor den Fremd-

singen streng verriegelt hält und von dem ein Nepaler Würdenträger sagte: „Daß uns England bestiegen kann, wenn es will, wissen wir. Aber wir wissen auch, daß eine Kage dem Löwen die Augen austragen kann, wenn er in ein enges Loch gefrochen ist.“

Nicht religiöse Bedenken sind es, die dem Nichtasiaten den Zutritt zu diesem geheimnisvollen Lande wehren, sondern lediglich die Besorgnis, daß die das Land bereisenden Europäer in englischen Diensten stehende Spione sein könnten. Nur sehr wenigen Europäern ist der Besuch Nepals bisher gelungen und auch nur unter gewissen Einschränkungen, denen sich selbst der englische „Resident“ unterwerfen muß. Die wesentliche Hälfte dieses streng verschlossenen Staates hat überhaupt noch nie der Fuß eines Nichtasiaten betreten! Obwohl auf Schritt und Tritt durch einen Feldwebel der indischen Sipekompagnie, sowie durch einen von nepalischer Seite mitgegebenen Wächter beobachtet, der jede Handlungsweise seines Pflege-



Der Asienreisende Dr. Kurt Voeck.

befohlenen sorgsam zu Papier brachte, bis letzterer auf den genialen Gedanken kam, ihm seinen ganzen Schreibapparat abzukaufen, ist es Dr. Kurt Voeck dennoch gelungen, eine Anzahl wertvoller Photographien aufzunehmen und Dinge zu erschauen, die vorher noch kein Europäer gesehen hatte.

Dr. Kurt Voeck hat Indien nicht nur nach der Seite seiner großartigen Gebirgswelt studiert, sondern sich auf wiederholten Reisen mit der verschiedenartigen Menschenwelt innig vertraut gemacht. Auch Persien und den Kaukasus, Ägypten, die Balkanländer, Frankreich, England und Amerika, in jüngster Zeit auch Birma, China, Japan und Sibirien hat der unermüdete Reisende durch eigene Anschauung kennen gelernt.

Die reichen Erfahrungen und Beobachtungen, welche Dr. Voeck auf seinen vielfachen Reisen gesammelt hat, boten ihm unerschöpflichen Stoff für seine bemerkenswerten Aufsätze in hervorragenden Zeitschriften, sowie für mehrere von ihm verfaßte Werke: „Dr. Voecks Himalaya-Album“, das illustrierte Buch „Indische Gletscherfahrten“ (Stuttgart 1900, Deutsche Verlagsanstalt) und das ebenfalls mit zahlreichen Bildern ausgestattete Werk „Durch Indien

ins verschlossene Land Nepal“ (Leipzig 1903, Ferd. Hirt & Sohn). Mehr noch aber als seine literarischen Arbeiten haben ihn seine hochinteressanten, mit frischem Humor gewürzten und zahlreichen trefflichen Projektionsbildern begleiteten Vorträge über seine verschiedenen Reisen, die er im In- und Auslande gehalten hat, beim großen Publikum bekannt gemacht.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Todesfälle. Henry Morton Stanley, einer der bedeutendsten Afrikaforscher aller Zeiten, ist am 10. Mai 1904 in London verschieden. Hiermit hat ein ganz merkwürdiger Lebenslauf seinen Abschluß gefunden, ist eine der markantesten zeitgenössischen Gestalten aus den Reihen der Lebenden getreten. Henry Stanley war am 28. Jänner 1841 bei Denbigh in Wales geboren und stand somit im 64. Lebensjahre; er war seit längerem fränklich und ein konstitutioneller Herzfehler trat zusehends akuter auf. Hierzu gesellte sich eine Erkältung, welche zu tödlichen Komplikationen führte. Eine eingehende Würdigung der unvergänglichen Verdienste des großen Afrikareisenden werden wir im nächsten Hefte unserer Zeitschrift bringen.

Der französische Forschungsreisende Bergingenieur Jules Garnier ist am 8. März 1904 zu Mentone im Alter von 65 Jahren gestorben. Schon 1863 untersuchte er Neu-Kaledonien auf seine nutzbaren Mineralien und veröffentlichte dann eine Geologie und die erste geologische Karte von Neu-Kaledonien. Es folgten 1868 bis 1875 andere Publikationen über das französische Ozeanien. Nach verschiedenen bergmännischen Missionen nach Schweden, Norwegen, Rußland, den Vereinigten Staaten und Kanada besuchte er mit seinem Sohne Pascal die Goldfelder von Transvaal und veröffentlichte über dieselben 1896 ein Buch. Eine andere Reise unternahmen Vater und Sohn nach Neu-Seeland, worüber 1898 ein neues Werk erschien. Als beide in Australien die Viktoria-Wüste besuchten, hatte Jules Garnier den Schmerz, seinen Sohn Pascal im Alter von 26 Jahren zu verlieren. Sein letztes Werk veröffentlichte er 1900 über Westaustralien.

Dr. Siegfried Genthe, politischer Berichterstatter der „*Röln. Ztg.*“, wurde in der Nähe von Fez vermutlich von Marokkanern ermordet. Er war am 26. Oktober 1870 als Sohn eines Gymnasialdirektors in Hamburg geboren, ist also nur 33 Jahre alt geworden. Einer seiner Brüder, der im Dienste einer belgischen Gesellschaft stand, hat ebenfalls in Afrika seinen Tod gefunden, er wurde von einem Elefanten zertreten. Siegfried Genthe hatte Geographie und Geologie studiert und in Marburg den Doktorhut erworben. Schon den jungen Studenten trieb die Neugier und der Tatendrang in die Welt hinaus; er folgte der Einladung eines gleichalterigen Maharadscha, den er in Deutschland kennen gelernt hatte, nach Indien und lebte an dessen Hof ein Jahr lang am Fuße des Himalaya. Nachdem er seine Studien beendet und bei der Matrosenartillerie seiner Dienstpflicht genügt hatte, trat er im Jahre 1898 in die Dienste der „*Rölnischen Zeitung*“, war mehrere Jahre deren Vertreter in Washington, machte dann in ihrem Auftrage eine Reise nach Samoa, begleitete das deutsche Expeditionskorps in China, durchstreifte Korea und kehrte durch die Mandchurie und Rußland zurück. Einer seiner Reisegefährten in Korea, der Engländer Angus Hamilton, hat ihm sein Leben bei Spamer in Leipzig in deutscher Übersetzung erschienenen Buch über Korea gewidmet.

Der russische Admiral Matarow, welcher am 13. April 1904 mit dem Untergange des Schiffes „*Petropawlowsk*“ vor Port Arthur sein Ende fand, war der Erfinder des Eisbrecherschiffes „*Ermat*“, mit dem er 1901 eine Forschungsreise nach dem arktischen Eismere unternahm. Auf derselben erforschte er das sibirische Meer und ergänzte die Küstenaufnahmen von Nowaja Semlja, auch machte er namhafte wissenschaftliche Beobachtungen in der Polarregion.

Am 15. März 1904 verschied Arthur Greeley, Professor der Biologie an der Washington-Universität in St. Louis.

In Budapest starb der Paläontologe Professor Dr. Moriz Staud, Generalsekretär der ungarischen Geologischen Gesellschaft, im 64. Lebensjahre.

Der Rufos des botanischen Museums in Berlin, Professor Dr. Karl Schumann, starb am 22. April 1904 im 50. Lebensjahre.

Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen.

Europa.

Rom als Seehafen. Der Plan, Rom zu einem Seehafen zu machen, ist erreicht. Es hat nur immer mit der Ausführung dieses Projektes gehapert, weil die Sache zu großartig angelegt war. Nunmehr ist man bescheidener geworden. Man läßt vorderhand Rom aus dem Spiele und denkt an den kleinen Hafencort Fiumicino, welcher gegenwärtig an Stelle des altrömischen Ostia den Hafen Roms darstellt. Diesem Hafen, welcher sich in einem sehr traurigen Zustand befindet, beabsichtigt man aufzuhelfen. Zunächst will man die dortigen Anlagen wieder in Stand setzen und neue hinzufügen. Erst dann soll eine größere Schiffbarmachung des Tiber in die Hand genommen werden. Die jetzt bis Rom kommenden Schiffe sind nur kleinere Fahrzeuge, welche in der Regel sizilianischen Wein nach der Hauptstadt bringen. Der römische Bürgermeister konferierte betreffs dieser Angelegenheit schon wiederholt mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten, welcher prinzipmäßig mit den erwähnten Plänen vollauf einverstanden ist. Es fehlt nur wieder, wie hier so oft, am nötigen Gelde.

Staustraße über das Riesengebirge. Das Projekt einer Chaussee über den Kamm des Riesengebirges wird jetzt von deutscher, wie von österreichischer Seite erörtert. Die neue Straße würde von Agnetendorf und Hermsdorf am rechten Ufer des Schreegrubenwassers an der Lohne hinaufführen, in 750 Meter Höhe den Peterbrückenweg überqueren, sich dann zur Spindlerbaude und von dort aus in drei großen Schleifen nach den Leierbänden ziehen und oberhalb der Mädelstegbaude in den Jubiläumsweg bei Spindelmühle münden. Die Gesamtlänge der Straße beträgt 17,5 Kilometer, davon entfallen 11 Kilometer auf preussisches, 6,5 Kilometer auf österreichisches Gebiet. Die Straße würde mit der Bahnhöhe von 1200 Meter die höchste fahrbare Straße Deutschlands werden.

Ein vulkanischer Ascheregen in Norwegen. In Haukeli im westlichen Norwegen ist Mitte April 1904 ein starker Ascheregen gefallen. Die Asche lag zwei Fuß hoch. Die Geologen meinen, die Asche sei durch Wind aus Island abgetrieben worden, wo wahrscheinlich ein großer Vulkanausbruch stattgefunden hat. Ähnliches wurde schon bei dem großen Vulkanausbruch 1875 beobachtet.

Asien.

Die Urbewohner Japans. Noch unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges mit Japan bereiste im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften der Warschauer Forschungsreisende Wazlaw Sterozewski die japanischen Inseln, um den aussterbenden Stamm der Ainos wissenschaftlich zu untersuchen. Es gelang dem Forscher, die Früchte seiner Studien rechtzeitig zu bergen, und nun sind die von ihm gesammelten ethnographischen Schätze nach Petersburg gelangt. Über die Ergebnisse seiner Untersuchungen berichtet der Forschungsreisende wesentlich folgendes: Die Ainos sind die aussterbenden Urbewohner Japans. Die Japaner, ohne die man sich heute die von ihnen bewohnten Inseln gar nicht denken kann, sind hier als fremdes Eroberervolk eingedrungen, ganz so wie z. B. die Europäer etwa 1600 Jahre später Amerika erobert haben. Es gibt historische Dokumente, welche bezeugen, daß die Ainos sich sehr tapfer wehrten. Doch mußten sie schließlich vor der Übermacht weichen. Sie zogen sich immer mehr nach Norden zurück, bis sie sich endlich auf der Insel Hokai bei Kesso konzentrierten. Seit Jahrhunderten schon erleiden die Ainos keinerlei Druck seitens der Japaner. Man tastet weder ihre Sprache noch ihre Gebräuche, ihre Lebensweise, ihre Religion an, man verdrängt sie nicht durch Ansiedelung von Japanern aus ihrem Lande, man treibt auch keine Amalgamierungspolitik auf dem Wege von Mischchen — trotzdem aber lastet auf dem uralten Stamm das Fatum eines unaufhaltsamen Rassen Todes. Die Ainos scheinen eben Naturkinder zu sein, welche nur die Luft primitiver Verhältnisse atmen können; in eine entwickelte Zivilisation hineingestellt, gehen sie zugrunde. Ihr nationaler Niedergang erklärt sich auch dadurch, daß sie kein eigenes Alphabet und daher auch keine Literatur besitzen, in der ihre Überlieferungen aufbewahrt wären. Will ein Aino etwas Bildung erwerben, so muß er eine japanische Schule besuchen; auch die Post sowie alle übrigen Zweige der Verwaltung sind japanisiert; fügt man die Assimilierungskraft der hohen japanischen Zivilisation hinzu, so wird es begreiflich, daß die Ainos trotz der liberalen Innenpolitik der Japaner als Sonderstamm zunehmend verschwinden. Dieser Umstand macht die Erforschung ihrer Eigenart zu einer drin-

genden Aufgabe der Anthropologie und Ethnographie. Die Ainos leben heute noch als Jäger und Hirten, selten als Ackerbauer. Ihr Gottesdienst besteht im Trinken eines aus Reis erzeugten Branntweines. Von Zeit zu Zeit verkehren sie mit dem Jenseits, indem sie einem Bären, bevor sie ihn töten, ihre Sorgen sowie Aufträge für ihre Vorfahren anvertrauen. Für die internationale Wissenschaft sind die Ainos darum so interessant, weil sie die unmittelbaren Nachkommen jener Rasse sind, welche nach der bekannten und ziemlich wahrscheinlichen naturwissenschaftlichen Hypothese das heute versunkene Festland zwischen Asien und Amerika bewohnte.

Die „Wiege der Kultur“. Professor Raphael Pumpelly der bedeutende Archäologe der Vereinigten Staaten, ist von der „Carnegie Institution“ in Washington nach Turkestan ausgesandt worden, um dort Ausgrabungen zu machen. Das unmittelbare Ziel seiner Nachforschung ist, greifbare Beweise für die Lage der frühesten menschlichen Ansiedelungen in Zentralasien zu entdecken. Pumpelly glaubt, daß das Land, welches er jetzt erforscht, „die wahre Wiege der Menschheit“ ist. In dem Gebiet, das für diese Forschungen in Angriff genommen worden ist, liegen die Stellen einiger der ältesten überhaupt bekannten Städte. Es sollen auch Ausgrabungen in den Ruinen des alten Samarkand und in der Gasse Merw, wo viele Tumuli vorhanden sind, vorgenommen werden. Diese Tumuli sind sehr zahlreich längs des Fußes der Berge östlich vom Kaspiischen Meer. Von diesem Punkte aus reichen sie östlich fast bis Andidschan.

Wetterverfahrungen der englischen Tibetexpedition. Die bisherigen Berichte der von England gegen den Dalai-Lama entsandten Heeresmacht enthalten manches Beachtenswerte bezüglich der in jenem eigenartigen Gebiet herrschenden Temperaturverhältnisse und Lebensbedingungen. Das Unternehmen mußte von vornherein als besonders schwierig erscheinen durch die Notwendigkeit, eine sehr große Zahl von nicht abgehärteten Leuten dauernd einem Aufenthalt in Höhen von 3000 bis gegen 5000 Meter auszusetzen. Demgemäß sind die dabei gemachten Beobachtungen von besonderem Wert. Die niedrigste Temperatur wurde auf dem Tangla (Paß) bei dem Ort Chuggia mit -32° C. erreicht, jedoch verweilte die Truppe hier nur eine Nacht. Die schwersten Proben hatten Menschen und Tiere in dem Lager von Tuna anzustehen, wo in jeder Nacht das Thermometer bis auf -26° sank. Auch in Bhari wurden mehrfach -25° beobachtet, und an einem benachbarten Lagerplatz namens Kamparab schien die Kälte am hartnäckigsten zu sein. Während der Monate Jänner und Februar fällt in jener Gegend bei einer Höhenlage von 4500 Meter die Temperatur wahrscheinlich in jeder Nacht auf -23° , in 3000 Meter Höhe auf -14° . Selbstverständlich kamen auch zahlreiche Fälle von Bergkrankheit vor. Ganz gewöhnlich zeigten sich Verdauungsstörungen infolge des Genusses von ungenügend gekochten Speisen. In einer Meereshöhe von 4500 Meter kocht das Wasser schon bei 83° , infolgedessen können die Speisen bei dieser Wärme nicht vollständig gar werden. In 4500 Meter Höhe ist es beispielsweise fast unmöglich, den Reis richtig zu kochen. Auch mit den gewöhnlichen roten Linsen, einem berühmten indischen Nahrungsmittel, wurden unliebsame Erfahrungen gemacht, weil nur eine von fünf Sorten in Höhen von mehr als 3000 Meter gar gekocht werden konnte. Es ist schwer möglich, dem Unerfahrenen diese Folgen des Aufenthaltes in hochgelegenen Erdgebieten in ihrer vollen Tragweite vor Augen zu stellen.

Die Baikal-Gürtelbahn. Telegraphisch wurde die Vollenbung der Gürtelbahn um den Baikalsee gemeldet. Dieselbe steht zwar noch lange nicht auf der Höhe der erwarteten Leistungsfähigkeit, aber der Truppentransport kann ungehindert vor sich gehen. Diese neue Eisenbahn um den Baikalsee ist — dem Werte nach — die teuerste in Rußland. Jede Werst dieser Linie kostet 219.777 Rubel, während eine Werst der Westsibirischen Bahn nur 38.487 Rubel, der Transbaikalischen Bahn 77.170 Rubel, der Ussurischen Bahn 64.529 Rubel, der Zekaterinburg-Tscheljabinskischen Bahn 29.046 Rubel usw. kostete. Die Gesamtkosten der neuen Gürtelbahn belaufen sich auf 53.625.745 Rubel. Die enorm hohen Unkosten erklären sich aus den ungeheuren technischen Schwierigkeiten, die beim Bau zu überwinden waren. Es genügt zu erwähnen, daß man auf der ganzen Länge von 244 Werst Stützwände aus Zement und nicht weniger als 19 Tunneln, 189 Brücken, 10 Viadukte usw. anlegen mußte. Die Bahn durchschneidet eine ganze Reihe von Felsen, kreuzt scharfe und steile Vorgebirge, bildet an einer Stelle wellenartige Terrassen und geht über drei Klüfte. Die Bahn wurde im Jahre 1899 unter der Leitung des Ingenieurs Sawrimowitsch begonnen. Bei der Ausführung der Arbeiten wurden auch zu Zwangsarbeit Verurteilte verwendet.

Afrika.

Eine Forschungsreise durch die Schari-Isadgebiete. Der 1901 mit einer Studienreise durch die Schari-Isadgebiete betraute Dr. Chevalier ist mit den Teilnehmern an seiner

Expedition, die mehr als zwei Jahre in Anspruch nahm, vor kurzem wohlbehalten in Paris wieder eingetroffen. Seinem eingehenden Berichte über die Ergebnisse seiner Forschung entnehmen wir folgende charakteristische Einzelheiten: „Wir haben zunächst in dem Senuffgebiete die Wasserschleiden des Scharibedens, des Ubangis und des Nils festgestellt, und dann die Ostgegend des Mittellaufes des Schari mit dem bisher ganz unbekanntem Frosee durchsucht. Dieser See ist nicht sehr tief, hat ungefähr 18 Kilometer Länge und ist besonders eine Wohnstätte von Flusspferden. Die bisherige Ansicht, daß der Bahr-Salamat, die Hauptwasserader des Wadai, durch diesen See hindurchfließt, ist falsch. Der Fluß zieht sich zwanzig Kilometer weiter südlich hin. In der Nähe dieses Bahr-Salamat stießen wir auf eine Negerbevölkerung der Sarafamilie, die vor uns noch nie mit einem Europäer in Berührung getreten war. Diese Neger sind äußerst primitive Fettschwebeter. Die dritte Gegend, die wir durchsucht haben, ist der Nordteil des Baghirmi zwischen dem Fitrisee und dem Bahr-El-Gazal. Ich bin fest davon überzeugt, daß der Schari ehemals mit dem Bahr-El-Gazal zusammenhing und seine Wasser durch die libyische Wüste rollte und sich im syrischen Meerbusen in das Mittelmeer ergoß. Meiner Ansicht nach hat eine verschwundene Menschenrasse in dem unteren Gebiete dieses Flusses gewohnt, welche wohl dieselbe wäre, von der Dr. Schweinfurth in Niederägypten Spuren gefunden hat. Dieser hervorragende Gelehrte schrieb mir, daß die Sammlungen von geschliffenen Steinen, die er von dort mitgebracht hat, an Schönheit und Reichhaltigkeit alles weit hinter sich ließen, was bisher in Europa gefunden worden ist. Ich neige der Ansicht zu, daß die Berbern und die Fellatas von diesen geheimnisvollen afrikanischen Autochthonen abstammen. Ein Beweis dafür könnte in der Tafische erblickt werden, daß ich mitten in der Saharazone, östlich von Kanem, in fossilem Zustande jenes Schilf gefunden habe, das man am Nil Sedd nennt. Die Annahme ist gestattet, daß der Tsad in weit zurückliegenden Zeiten nur ein ungeheurer Sumpf war, der zu dem großen Flußsysteme des Schari und des Bahr-El-Gazal gehörte. Diese ehemals gut bewässerte Gegend ist allmählich ausgetrocknet; man kann danach schließen, daß auch der Tsadsee in einigen Jahrhunderten nicht mehr existieren wird. Da von 13° in Mittelafraka bereits die absolute Wüste beginnt, so ist der Tsad nur ein Saharasee. Die Rassen der Äquatorwälder sind die niedrigst stehenden, die sich denken lassen. Sie sind oft Menschenfresser und nähren sich im allgemeinen von Manjok und Bananen. Vom oberen Ubangi bis zum mittleren Schari ströbt man im Süden auf die Wandas und die Mandjias, Götzenverehrer und Menschenfresser aus kriegerischem Fettschismus, und im Nordteile auf die W-Dukas und die Saras.

Das Nilreservoir bei Assuan. In Ägypten merkt man jetzt schon die Vorteile und Wohlthaten der Wasserreservoirs, deren Herstellung kürzlich zu gutem Ende geführt hat. Dank der Nilperre bei Assuan konnte man im letzten Sommer dem Nil täglich 20,000,000 Tonnen Wasser zuführen, d. h. man konnte die Wasserhaltung des Nils zu einer Zeit, die für die Vegetation kritisch war, verdoppeln. Jetzt konnte man auch den Reisbau, den man früher mit Rücksicht auf die geringen Wasservorräte verboten hatte, wieder gestatten. In Mittelägypten war man jetzt auch in den Stand gesetzt, 70,000 Hektar neu in Kultur zu nehmen, und man hofft diese Fläche bald verdoppeln zu können.

Gegen die Malaria am Suezkanale. In der Akademie der Wissenschaften zu Paris erstattete der Fürst von Arenberg Bericht über die Ergebnisse, die von der Suezkanal-Gesellschaft in ihrem Kampfe gegen die Verbreiter der Malaria, die Mücken, erzielt worden sind. Er führte aus, daß seit fünfzehn Jahren das Sumpffieber immer größere Verheerungen in der Stadt Ismailia und in deren Umgebung anrichtete und zahlreiche Opfer kostete. Daraufhin entschloß sich die Suezkanal-Gesellschaft, die von den berufenen Fachgelehrten angezeigten hygienischen Maßregeln aufs strengste durchzuführen, d. h. die Mücken in den Wohnungen und außerhalb derselben erbarungslos zu verfolgen, die Wasserläufe unausgesetzt reinigen zu lassen, alle Anstauungen von Sumpfwassern durch Petroleumbegießung unschädlich zu machen usw. Man schuf eine besondere Beamtenklasse für die Desinfizierung der Aborte mit Petroleum, da diese den Mücken als Lieblingsaufenthalt dienen. Die Einwohner, von den ersten Ergebnissen befriedigt, halfen bald mit allen Kräften der Gesellschaft bei ihren Arbeiten. Die Resultate sind glänzende! 1897 wurde mit diesen Maßregeln begonnen und von diesem Jahre an ist die Zahl der Sumpffieberfälle von 2000 auf weniger als 200 im Jahre 1903 heruntergegangen.

Die Bahn zum Niger. Nach den jüngsten aus Westafrika eingegangenen Nachrichten steht die Beendigung der Arbeiten an der Eisenbahnlinie von Kayes nach dem Niger noch im Laufe dieses Jahres bevor. Die Teilstrecke Kayes—Bamako wird voraussichtlich bereits in den ersten Tagen des Juli dem Verkehr übergeben werden können. Die Kolonialverwaltung von Senegal hat drei Automobilboote mit flachem Grunde bestellt, die nur 50 Zentimeter

Tiefgang haben und dreimal monatlich den Niger von Bamako bis zum Dhebosee und bis Kabara hinauffahren werden; der letztere Ort ist nur wenige Kilometer von Timbuktu entfernt. Man rechnet darauf, daß der 822 Kilometer lange Weg in fünf Tagen bei der Tal- und in sieben Tagen bei der Bergfahrt zurückgelegt werden kann.

Vulkanausbruch auf den Komoren. Am 25. und 26. Februar 1904 hat eine furchtbare Eruption die zu den Komoren gehörende Insel Groß-Komoro vollständig verwüstet. Herr Brunet, der Abgeordnete der vor kurzem von einem Wirbelsturm heimgejuchten Insel Réunion, weilte während der Katastrophe auf Groß-Komoro und hat über das Naturereignis folgende Mitteilungen gemacht: „Am 25. Februar erfolgte eine entsetzliche Eruption des im südlichen Teile von Groß-Komoro gelegenen, 2400 Meter hohen Berges Kartala. Die Lavamassen flossen in vier Armen zu Tal; zwei davon erreichten im Osten das Meer, nachdem sie auf ihrem Wege durch die Provinz Dschini alles vernichtet hatten. Viele von den Eingebornen, die durch den Vulkanausbruch überrascht wurden, hatten nicht mehr Zeit, sich in Sicherheit zu bringen und kamen mit ihrem Vieh ums Leben. Zu gleicher Zeit ergoß sich ein anderer, aber weniger starker Lavaström von dem im südöstlichen Teile der Insel gelegenen Berge Koffo. Am Abend des 25. wurde der Himmel plötzlich über dem das Tal Utoandra beherrschenden Gebirge blutrot. In der Nacht ließ sich eine furchtbare Detonation hören, und es folgten heftige Erdschütterungen. Die Eingeborenen liefen aus ihren Hütten ins Freie und sahen eine große Rauchsäule, untermischt mit Wasserdämpfen, aus den beiden Kratern, besonders aus dem Berge Kartala aufsteigen. Blitze von ganz eigenartigen Farben wurden am Himmel sichtbar; schließlich stieg ein mächtiges Lichtbündel fast senkrecht aus dem Kraterschlund in die Höhe, in Farben, die von fatterm Rot bis zu dem Weiß einer geschmolzenen Metallmasse variierten. Die Kadis (Chefs der Eingeborenen-Bezirke) hatten rasch Sendboten nach allen Richtungen entsandt, um das Volk zu warnen; sie sahen ihre Bemühungen auch von Erfolg gekrönt, denn die meisten Eingeborenen konnten sich noch rechtzeitig retten. Ums Leben kamen nur einsame Wanderer und Hirten, die sich verspätet hatten und durch den langsamen Gang ihrer Herden zu lange aufgehalten wurden.“

Amerika.

Dr. Theodor Kochs Forschungsreise in Brasilien. Über den Fortgang seiner ethnographischen Forschungen im Innern Brasiliens hat Dr. Theodor Koch aus Sao Felipe am oberen Rio Negro an den „Globus“ einen Bericht geschickt. Er schreibt, daß er am 8. Februar 1904 von einer 3 $\frac{1}{2}$ -monatlichen, recht erfolgreichen Reise auf dem bisher nicht erforschten Rio Jšana (Nebenfluß des Rio Negro) nach Sao Felipe zurückgekehrt sei. Er ging den Rio Jšana und seinen ebenfalls unbekanntem Nebenfluß Ariary bis zu dessen Quellbächen hinauf. Zahlreiche reizende Katarakte erschweren die Fahrt, die am Jacarefall des Ariary ihr Ziel fand. Dort liegt zugleich die Grenze des unbewohnten Gebietes. Die Stämme des Rio Ariary, die Daliperidänti, Huhütani und Kobéua, haben noch ihre alten Sitten und Gebräuche bewahrt, und Koch konnte in einem langen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen einen guten Einblick in ihr Leben und in ihre Anschauungen gewinnen. Bei den Kobéua fand er aus weichgeklopftem Baumbast sorgfältig gearbeitete und mit bunten Mustern bemalte Tanzmasken, die Tiere und Geister darstellen. Er war bei zwei Maskenfesten zugegen und konnte die originellen Tänze größtenteils photographisch festhalten. Den Lauf des Jšana und Ariary hat Koch mit Uhr und Kompaß aufgenommen. Ende November unternahm er vom Ariary eine Überlandtour nach dem nahen Laupés, einem anderen Nebenfluß des Rio Negro, hielt sich dort einige Tage bei den Ananaindianern auf, fuhr den von zahlreichen wütenden Katarakten durchsetzten Rio Laupés ein Stück hinunter und ging dann zu Lande nach dem Rio Ariary zurück. Wie Koch weiter schreibt, gedachte er sich nun für eine zwei Monate währende Reise nach dem unterhalb Trinidad in den Rio Negro mündenden Rio Curicuriary zu begeben, um dort den Makastamm zu studieren.

Deutsche Forschungs Expedition in Südamerika. Die deutsche Forschungs Expedition, welche seinerzeit unter Führung des Hofrates Professor Dr. Gustav Steinmann, ordentlichen Professors an der Universität Freiburg im Breisgau, von Buenos Aires aus Mitte des vergangenen Jahres eine Reise nach Bolivien, Peru und Chile antrat, ist wieder nach Buenos Aires zurückgekehrt und mit dem Dampfer „Cap Roca“ in die alte Heimat abgefeselt. Die Expedition bestand aus den Herren Dr. Hoefel und Dr. B. Freiherrn von Bistram. (7)

Eine wichtige Wetterwarte in Argentinien. Die Regierung der Republik Argentinien hatte im Jahre 1901 auf dem kleinen Eiland von Año Nuevo, das in der Nachbarschaft von

Staten Island, also östlich vom Kap Hoorn, in einer südlichen Breite von 54° 39 Minuten gelegen ist, eine Wetterwarte eingerichtet, die in Übereinstimmung mit den verschiedenen Südpolarexpeditionen arbeiten sollte. Es war von maßgebender Seite betont worden, daß die zum erstenmal gebotene Gelegenheit mehrerer gleichzeitiger Forschungsreisen im Südpolargebiet mit allen Mitteln ausgenutzt werden müßte und daß dieserhalb auch auf den am meisten gegen den Südpol vorgeschobenen Festländern der Erde Beobachtungen angestellt werden sollten. Dieser Anregung hatte die argentinische Regierung durch Schaffung der erwähnten Wetterwarte Folge geleistet. Jetzt kommt die erfreuliche Nachricht, daß die durch ihre Lage äußerst wichtige Anstalt für Witterungsbeobachtungen dauernd erhalten bleiben und zu einem erstklassigen magnetischen und meteorologischen Observatorium ausgestaltet werden soll. Sie erhielt zu diesem Zweck eine vollständige Ausrüstung mit Apparaten, wie sie für eine Station erster Ordnung erforderlich sind. Die Beobachtungen, die während der internationalen antarktischen Campagne auf der Insel gemacht worden sind, sowie ihre Fortsetzung im Jahre 1903 werden binnen kurzem veröffentlicht werden. Auch sonst wird die argentinische Republik fortan einen tätigen Anteil an den meteorologischen Arbeiten nehmen und bald in Bahía Blanca in etwa 39° südl. Br. eine Wetterwarte eröffnen. Später soll dann ein größeres Netzwerk von Observatorien längs der atlantischen Küste der Republik geschaffen werden, die dem Marineministerium in Buenos Aires unterstehen werden.

Vier neue Staaten in der amerikanischen Union. Am 19. April 1904 nahm das Repräsentantenhaus in Washington eine Vorlage an, nach welcher die bisherigen Territorien Arizona, Neu-Mexiko, Oklahoma sowie das Indianerterritorium je zu einem Staate erklärt werden. Dadurch hat sich die Zahl der Sterne im Banner der Vereinigten Staaten wiederum vermehrt und ist von den ursprünglich 13 Sternen, welche die bei der Gründung der Union vorhandenen Urstaaten repräsentierten, auf 49 gestiegen. Gleichzeitig dürfte damit auch ein vorläufiger Stillstand erreicht sein, da nach der Umwandlung der vier obengenannten Territorien in Staaten nur noch zwei Territorien übrig bleiben, nämlich Alaska und Hawaii, für die vorläufig die Zeit noch nicht gekommen sein dürfte.

Polargegenden und Ozeane.

Pearcy's Polarexpedition aufgeschoben. Aus Washington wurde anfangs April 1904 berichtet: Der Polarforscher Peary hat die Hoffnung, in diesem Sommer eine Fahrt zur Auffindung des Nordpols anzutreten, aufgegeben, und zwar, weil es an den nötigen Geldmitteln fehlt. Die Subskriptionen für die geplante Polarfahrt gingen langsamer und weniger reichlich ein, als Peary gehofft hatte, und wenn nicht in den nächsten Wochen noch ganz beträchtliche Summen einkommen, wird Peary das Unternehmen auf das nächste Jahr verschieben. In diesem Jahre wird dann nur eine kleine Expedition ausgesandt werden, um eine Kohlenniederlage an der Küste von Grönland, Kap Sabine gegenüber (wo Peary auf seiner vorigen Reise einmal überwinterte), anzulegen. Das zu erbauende Schiff soll ungefähr 1400 Tonnen Wasserverdrängung haben und so stark als möglich sein, stärker als irgend ein Schiff, das bis jetzt zu einer Polarfahrt benutzt worden ist. Das Schiff soll gleichzeitig als Segler ausgerüstet werden, so daß es, falls die Kohlen ausgehen, unter eigenen Segeln das Eis durchbrechen kann. Die Wände des Schiffes werden schräg zulaufen, so daß dies, wenn es in dichte Eismassen gerät, von diesen in die Höhe gehoben und nicht eingedrückt werden kann, wie bei anderen Polarschiffen, welche perpendikuläre Wände hatten und deshalb den Eisdruck nicht aushalten konnten, der Fall war.

Von der englischen Südpolarexpedition. Aus Lyttleton in Neuseeland wurde unter dem 1. April 1904 berichtet: Die Auffindung des heute hier eingetroffenen Südpolarschiffes „Discovery“ durch die Entschiffschiffe „Morning“ und „TerraNova“ ist am 14. Februar dieses Jahres erfolgt. Die Entschiffschiffe waren am 5. Dezember des vorigen Jahres von Hobart (Tasmania) abgegangen. An Bord der „Discovery“ wurden alle Teilnehmer der Expedition beim besten Wohlsein und in ausgezeichnetener Stimmung angetroffen. Sie hatten sich den ganzen Winter über mit der Bearbeitung des gewonnenen wissenschaftlichen Materials beschäftigt. Von den Ergebnissen der Expedition ist hervorzuheben die Feststellung, daß das Viktorialand sich in einer Höhe von 2700 Meter fortsetzt und augenscheinlich ein ausgedehntes Festlandsplateau darstellt. Es wurde ein neuer Weg nach Westen aufgefunden. In einer Höhe von 600 Meter wurde am Gletscher ein Lebensmittelvorrat niedergelegt.

Zum Klima der Antarktis. Bedeutsame Aufschlüsse über das Klima der Antarktis ergeben sich schon jetzt aus einer Erörterung des neuen und des älteren Materials. In der

Zeitschrift „Globus“ kommt Wilhelm Krebs auf Grund eingehender Berechnungen zu der interessanten Feststellung, daß die mittlere Jahrestemperatur unter 70° südl. Br. 1898/1899 nach der „Belgica“ — 9,3° betrug, 1899/1900 nach Vordragrevink — 13,4°, 1902/1903 nach „Gauß“ und „Discovery“ — 13,7°. Mit der vermehrten Beruhigung der Atmosphäre in der betrachteten Jahresreihe sei demnach eine Steigerung der Kälte verbunden. Dieß Ergebnis steht in Übereinstimmung mit den Erfahrungen der Antarktis-Expedition unter Nordenskjöld.

Wüstenstaub auf See. Vom 10° nördl. Br. bis zur Höhe der Kanarischen Inseln beobachtete der La Plata-Dampfer „Granada“ der Hamburg-Amerikaliner, der am 15. Februar 1904 Kap Verde passierte und am 20. Februar in Funchal anlangte, den im Frühjahr oft auftretenden braungelben Wüstenstaub, der sich an der Luvseite der Deckgegenstände ansetzte. Die Sichtigkeit der Luft wurde derartig beeinträchtigt, daß Schiffe, die in kaum 1 Seemeile Abstand vorüberkamen, nur schwach wahrnehmbar waren. Bei Annäherung an Madeira verlor sich der Staub und die Luft wurde klarer. Ähnliches berichtet der Kapitän des Reichspostdampfers „Hamburg“ der gleichen Reederei, der vom 24. Februar abends an auf der Fahrt von Neapel nach Aken vor Port Said Wüstenstaub begegnete. Der Wind wurde südlich und die Luft so unsichtig, daß bei Tage höchstens eine Kabellänge weit zu sehen war, bei Nacht das starke Feuer von Port Said nur fünf Seemeilen weit leuchtete.

Verschiedenes.

Über die Schlafkrankheit. Dr. Castellani von der nach Uganda entsandten englischen ärztlichen Kommission zur Untersuchung der Schlafkrankheit hat in der Cerebrospinalflüssigkeit von fünf Schlafkranken und im zirkulierenden Blute eines Schlafkranken ein unter dem Namen Trypanosoma bekanntes Protozoon gefunden, einen Parasiten, der sehr nahe verwandt ist mit einem ähnlichen, den man bereits als die Todesursache bei jenem Vieh entdeckt hatte, das von der Tsetsefliege (*Glossina morsitans*) gebissen wurde. Als Dr. Castellani diese Mitteilung macht, glaubte er noch nicht, daß dieser Parasit in einem ursächlichen Zusammenhange mit der Krankheit stünde. Diese Beobachtung war aber gleichwohl von der größten Wichtigkeit für die weiteren Forschungen. Oberstleutnant David Bruce, der durch seine eigenen in Südafrika vorgenommenen Untersuchungen der Krankheit, die die Tsetsefliege verursacht, die Natur dieses Insekts genau kennt, und von der englischen Regierung delegiert worden war, um die Ergebnisse der erwähnten ärztlichen Kommission zu erheben, veranlaßte nunmehr die Kommission, die Forschungen auf Grund der von Dr. Castellani festgestellten Tatsachen eifrig weiter zu verfolgen. Das geschah denn auch und die kurz darauf erzielten Ergebnisse waren außerordentlich überraschend. Anfang April bereits konnte Dr. Castellani konstatieren, daß bei 70 Prozent von 34 Schlafkranken, die im Spital von Entebbe zu Forschungszwecken dienten, in der Cerebrospinalflüssigkeit der genannte Parasit sich vorfand. Weitere energisch betriebene Untersuchungen ließen dieses Verhältnis auf 100 Prozent anschwellen, wobei der Parasit nicht allein in der Cerebrospinalflüssigkeit, sondern auch im zirkulierenden Blute aufgefunden wurde. Die Tatsache, daß der Trypanosoma der Erreger der Schlafkrankheit sei, erschien nunmehr über jeden Zweifel erhaben. Weitere Experimente, die Oberstleutnant Bruce in Gemeinschaft mit den Doktoren Nabarro und Grieg vornahm, ergaben, daß Affen, denen man die Cerebrospinalflüssigkeit von Schlafkranken oder das Blut von noch nicht erkrankten Eingebornen einimpfte, in dem sich dieser Parasit befand, sofort erkrankten und unter allen Symptomen der Schlafkrankheit starben. Nun erschien auch die Annahme berechtigt, daß die Infektion ganz in der gleichen Weise wie bei der durch die Tsetse verursachten Viehseuche erfolge. Weitere Untersuchungen enthüllten dann die Tatsache, daß die örtliche Begrenzung der Schlafkrankheit von dem Vorkommen der *Glossina palpalis* abhängt, einer Art Tsetse, die den Aufsteckungsstoff von den Kranken dadurch weiterverbreitet, daß sie den Parasiten durch Einsaugen des Blutes einer infizierten Person auf Gesunde überträgt. In Gegenden, wo die *Glossina palpalis* nicht vorkommt, mag es dort noch so sehr von anderen anderen Stechmücken wimmeln, herrscht auch keine Schlafkrankheit. Der Afrika-kenner Laglaize, der schon seit zwanzig Jahren im ganzen Kongogebiet Handel treibt, stellt dagegen entschieden in Abrede, daß die Schlafkrankheit durch die Tsetsefliege erzeugt werde. Diese vergreife sich weder an Menschen noch an wilden Tieren, sondern nur an Ochsen, Pferden und Eseln, die dann drei bis vier Stunden nach dem Stich erlügen. Auch treffe man die Tsetsefliege nur in einem verhältnismäßig kleinen Gebiete zwischen dem Sambesi und Transvaal, während das Sino (kongolesischer Ausdruck für Schlafen und Schlafkrankheit) besonders an der Westküste, im ganzen Flußgebiet des

Casamance und Gambia, herrsche. Ungefähr ein Fünftel der erwachsenen Bevölkerung — Kinder und Weiße seien gegen die Krankheit gefeit — würden jährlich vom Sino befallen. Das Leiden beginne mit Mangel an Ekhlust, worauf sich eine immer mehr zunehmende Betäubung einstelle, welche bei Nichtbehandlung zum Tode führe. Trotz aller gegenteiliger Behauptungen kämen nämlich an 60 Prozent Heilungen vor, und zwar auf folgende Weise. Zwei oder drei Monate nach den ersten Zeichen des Sino entwickeln sich hinter den Ohren zwei ziemlich starke Drüsenanschwellungen, und dann gelte es, einzugreifen. Im Westen würden die Kranken nach dem Dorfe Pakao am Obercasamance gebracht, wo alte Negerinnen die Heilkunst ausübten. Mit einem kleinen Federmesser, wie sie es von den Händlern für fünf Sous kauften, schnitten diese Weiber die Drüsen der Länge nach auf, entfernten den Inhalt und stopften dann die Wunden mit zerschnittenen, nur ihnen bekannten Kräutern aus. Die Wunden würden mehrere Tage offen gehalten, wobei eine starke Eiterung eintrete, die aber bald nachlasse. Die Vernarbung erfolge dann von selbst. Einer zweiten Erkrankung sei der Geheilte nicht mehr ausgesetzt. Wahrscheinlich beruhe die Krankheit auf einem Mikrotokfus. Diese Ansicht teile auch ein portugiesischer Arzt, der lange in Loanda gewohnt habe und jenen Krankheitserreger sogar entdeckt zu haben glaube.

Geographische und verwandte Vereine.

Geographische Gesellschaft zu Greifswald. Dem jüngst erschienenen VIII. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1900 bis 1903 entnehmen wir, daß die Zahl der Mitglieder im Vereinsjahr 1902/1903 914 betrug, darunter 405 auswärtige und 177 außerordentliche (Studierende der Universität Greifswald). Erster Vorsitzender ist nach wie vor der um das Gedeihen der Gesellschaft hochverdiente Professor Dr. Rudolf Credner. In den Vereinsjahren 1900/1903 fanden 34 Sitzungen statt, in welchen ebenso viele Vorträge gehalten wurden. Die Sitzungen fanden nicht bloß in Greifswald, sondern abwechselnd auch in Wolgast, Stralsund, Anklam und Demmin statt. Alljährlich unternimmt die Gesellschaft eine korporative Exkursion in die nähere oder fernere Nachbarschaft Greifswalds und selbst bis Dänemark, Südschweden und Ostpreußen; 1903 fand die 20. Exkursion statt. An den 19 Exkursionen bis 1903 beteiligten sich 2722 Personen. Den Hauptinhalt des Jahresberichtes bilden mehrere Aufsätze und zwar: „Das Eiszeitproblem“ von Professor Dr. Credner; „Volksdichte und Siedelungsverhältnisse der Insel Rügen“ von Dr. H. Krause; „Kreide und Paläocän auf der Greifswalder Die“ von J. Elbert und H. Klose; „Die Entwicklung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen“ von Dr. J. Elbert.

Geographische Gesellschaft in Philadelphia. Die Geographical Society of Philadelphia, deren Präsident der geschätzte Geologe Professor Dr. Angelo Heilprin ist, zählt 21 Ehrenmitglieder, 16 korrespondierende und 513 aktive Mitglieder. Unter den letzteren befinden sich nicht weniger als 240 Damen. Das Jahrbuch 1904 des Bulletin der Gesellschaft enthält einen ausführlicheren Bericht des Polarforschers Commander Robert E. Peary über das Arbeitsgebiet des Peary Arctic-Club 1898 bis 1902, d. i. über die in genannten Jahren von Peary ausgeführten Reisen im arktischen Gebiete. Derselbe ist mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ausgestattet.

Vom Büchertisch.

Beiträge zur Biogeographie und Morphologie der Alpen. I. Höhengrenzen der Vegetation in den Stubai-er Alpen und in der Adamello-Gruppe. Von Hermann Reishauer. II. Der Seentessel der Soiern, ein Karwendelkar. Von Dr. Christian März. Herausgegeben von dem Verein für Erdkunde und der Carl Ritter-Stiftung zu Leipzig. Mit 4 Tafeln und 20 Lichtdruckbildern. Leipzig 1904. Verlag von Dunder & Humblot. (Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Vereines für Erdkunde zu Leipzig. Sechster Band.) (VIII, 316 S.) 8 Mark.

Reishauers Abhandlung über die Höhengrenzen der Vegetation in den Stubai-er Alpen und in der Adamello-Gruppe (210 S.) ist eine ungemein fleißige und erschöpfende Arbeit,

die auf gründlichen Studien und eingehenden Beobachtungen beruht. Höhe und Verlauf der Vegetationsgrenzen werden nach den dieselben beeinflussenden Faktoren: Klima, Gebirgsbau, besondere örtliche Verhältnisse, Mensch und Tierwelt untersucht. Das Aufsteigen des Waldes in seiner Abhängigkeit von geologischen Verhältnissen (Schiefer und Kalk), von den Reliefverhältnissen usw. wird entsprechend gewürdigt und sein Rückgang konstatiert, der durch Winde, Gletscher, Lawinen, Muren und Erdbeben, leider auch durch den Menschen in fortschreitendem Maße bewirkt wird. Dr. März beschäftigt sich in seiner löblichen Arbeit über den Seentessel der Soiern (106 S.) namentlich mit dem Begriff der „Kare“, der wannenförmigen Hohlräume im Gebirge mit steilwandiger Umrahmung oben und Stufen mit einer Erosionsfurche unten und der Verbreitung derselben in Europa und in den Alpen, geht dann speziell zu den Karen des Karwendelgebirges über und zeigt, daß auch der Soiern-tessel ein echtes Kar sei. Beide Arbeiten sind als wertvolle Monographien zur Alpenkunde zu bezeichnen.

Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichtes. Von Leo Frobenius. I. Teil: Afrika. Mit 4 Tafeln und 11 Kartenskizzen im Text. (XIV, 224 S.) II. Teil: Ozeanien und die Ozeanier. Mit 4 Tafeln und 8 Kartenskizzen im Text. (214 S.) III. Teil: Amerika und die Amerikaner. Mit 5 Tafeln und 16 Kartenskizzen im Text. (222 S.) IV. Teil: Asien und die Asiaten. Mit 5 Tafeln und 7 Kartenskizzen im Text. (259 S.) Leipzig 1904. Friedrich Brandstetter. 10 Mark, geb. 11 Mark 50 Pfennige.

Absicht des Verfassers war, in seinem umfangreichen Werke die Schöpfung der menschlichen Kultur darzulegen. „Was eine unbeschreiblich tiefe Geschichte und eine nicht zu ahnen großartige Naturgewalt in ihren hundert und aberhundert verschiedenen-Gestalten in dem wunderlichen Wesen der menschlichen Kultur geformt hat“, das ist der Inhalt seines Werkes. Ganz hat er freilich diese Aufgabe nicht erfüllt. Was er bietet, sind aus den Schriften zahlreicher Schriftsteller von verschiedenem Werte geschöpfte, zum Teil stark bearbeitete Schilderungen der kulturellen Verhältnisse bei den verschiedenen Völkern der außereuropäischen Erdeite, wobei es auffällt, daß gerade Europa fehlt. Unzweifelhaft aber ist seine fleißige Arbeit von Wert, da sie reiche Belehrung bietet und daher der studierenden Jugend zur Lektüre auf das wärmste empfohlen werden kann.

Illustrierter Führer an den italienischen Alpenseen und an der Riviera (Cannes—Genua—Livorno) sowie auf den Zugangsrouten mit den Standquartieren Mailand und Genua. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Mit 82 Abbildungen und 7 Karten. Wien und Leipzig 1904. A. Hartleben's Verlag. (Hartleben's Illustrierter Führer Nr. 31.) (VIII, 264 S.) Geb. 6 K = 5 Mark 40 Pfennige.

Die in unserem Reisebuche behandelten Gebiete erfreuen sich wegen ihrer landschaftlichen Schönheit, der zahlreichen interessanten Orte und wegen ihrer klimatischen Vorzüge eines besonders regen Besuches. Hierher lenken ihre Schritte Freunde der Natur, der Kunst und der Geschichte; viele Tausende suchen aber auch Heilung in diesen unter einem günstigen Himmel gelegenen Gegenden. Ihnen allen wird der vorliegende „Führer“ in vollem Maße gerecht, indem er sich stets die Bedürfnisse von Touristen und Vergnügungsreisenden wie von Kurgästen vor Augen hält. Er kargt nicht mit eingehender Detailschilderung und führt jede bemerkenswerte Einzelheit an; von anderen Reiseführern unterscheidet er sich auch dadurch, daß er ausführliche Angaben über die klimatischen und hygienischen Verhältnisse sowohl an den italienischen Alpenseen als an der Riviera bringt und damit gewiß den Erholungs- und Heilungsbedürftigen wesentliche Dienste leistet. Der Begriff der Riviera ist im weitesten Sinne gefaßt, von dem französischen Cannes bis zur Stadt Livorno. Außer den guten Karten sind die zahlreichen schönen Abbildungen lobend zu erwähnen. Da die Städte Italiens durch ihre architektonischen Kunstwerke besonders anziehen, ist der Baukunst auch in illustrativer Hinsicht entsprechender Raum gegönnt. Wir haben als Bilderproben zwei derartige Darstellungen (vgl. S. 408 und 409) gewählt.

Karte des nordwestlichen Kleinasien. Nach eigenen Aufnahmen und unveröffentlichtem Material auf Heinrich Kiepert's Grundlage neu bearbeitet von Walther v. Dieft, Oberst a. D. Maßstab 1 : 500.000. Berlin 1903. Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, königl. preussischer und herzoglich bayerischer Hofbuchhändler. Vier Blatt à 5 Mark = 6 K.

Das nordwestliche Kleinasien, dem sich infolge der von Deutschen gebauten Eisenbahnen und dadurch ins Land gezogenen deutschen Ansiedler die Interessen Deutschlands in erhöhtem Maße zuwenden, erfuhr durch Oberst v. Dieft eine neue kartographische Bearbeitung. Es ist dies der durch die erwähnten Eisenbahnbauten und zahlreiche archäologische Forschungen im Detail bekanntere Teil der Halbinsel. Dem vorliegenden Material hat der Verfasser auch

neues nach eigenen Aufnahmen hinzufügen können. Das auf vier Blättern dargestellte Gebiet reicht südwestlich bis zur Ruinenstätte von Milet, östlich bis Angora, südöstlich über Konia hinans. Die klare, gefällige Zeichnung und deutliche Schrift sind auf photolithographischem Wege reproduziert, der Druck in vier Farben ausgeführt. Die Gewässer sind blau, das geschummerte Terrain braun, das Tiefland grün, die Eisenbahnen und die Schrift schwarz. Leider stehen Höhenkoten im allgemeinen noch spärlich zur Verfügung; in manchen Gebieten aber sind sie bereits so dicht gesät, daß sie eine gute Vorstellung der Reliefverhältnisse ermöglichen. Für weitere Forschung bietet die vorliegende Karte einen vorzüglichen Wegweiser und eine gebiegene Grundlage; der weißgebliebenen Flecken gibt es im Kartenbilde noch etliche.

Südamerika und die deutschen Interessen. Eine geographisch-politische Betrachtung von Dr. Wilhelm Sievers, Professor der Geographie an der Universität Gießen. Stuttgart 1903. Verlag von Strecker & Schröder (95 S.).

Professor Sievers, der auf Grund wiederholter Reisen die Verhältnisse in Südamerika kennt, tritt dafür ein, daß das Deutsche Reich sich in Südamerika, über dessen Zukunft allein unter allen Erdteilen das Los noch nicht geworfen ist, heiziten eine feste Stellung sichere, nicht in Gestalt von Besitzergreifungen, sondern „in der Bildung eines pekuniären, handelspolitischen und industriellen, im Notfalle auch militärischen Rückhalts für die südamerikanischen Staaten gegen die wachsende Begehrlichkeit der Vereinigten Staaten.“

Wiederholungs- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geographie in Frage und Antwort nebst Aufgaben. Zur Repetition für höhere Lehranstalten, Seminarien und Lehrer bearbeitet von Ludwig Baur, Professor am königl. Schullehrerfeminar in Saugau. Mit 31 Kartenskizzen. Stuttgart 1903. Muthsche Verlagsbuchhandlung. (VIII, 351 S.) 3 Mark, geb. 3 Mark 50 Pfennige.

Die Nützlichkeit eines Fragen- und Aufgabenbuches für den Unterricht in der Geographie soll nicht gelugnet werden; ein solches wird sowohl dem Schüler wie dem jüngeren Lehrer gute Dienste leisten. Das Wiederholungsbuch von Baur ist auch eine recht tüchtige, augenscheinlich aus der Praxis hervorgegangene Arbeit. In den Antworten finden sich aber recht oft unrichtige Angaben. Greifen wir etwa Osterreich-Ungarn heraus, so gewahren wir auf S. 287 eine Verwechslung in der Größenangabe von Ober- und Niederösterreich; auf S. 281 werden Tirol und Siebenbürgen statt Voralberg und Bukowina als das westlichste und östlichste Kronland bezeichnet. Der Golf an der Ostseite Istriens heißt nicht „Busen von Quarnero“, sondern „Quarnero“. Die Monarchie zählt nicht 6, sondern 8 Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern; Brünn und Szegedin werden auf S. 287 nicht genannt, bei Szegedin aber auf S. 296 die Einwohnerzahl 105.000 angegeben.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Die Lehre vom Denken zur Ergänzung der naturwissenschaftlichen Psychologie für Überleitung auf die Geisteswissenschaften. Von A. Bastian. II. Teil. Berlin 1903. Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung. 5 Mark.

Russische Geschichte von Dr. Wilhelm Reeb, Oberlehrer am Obergymnasium in Mainz. (Sammlung Götschen.) Leipzig 1903. G. J. Götschensche Verlagsbuchhandlung Geb. 80 Pfennige.

Die Karsthydrographie. Studien aus Westbosnien von Dr. Alfred Grund. Mit 14 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. (Geographische Abhandlungen. Herausgegeben von Professor Dr. Albrecht Penck in Wien. Band VII. Heft 3.) Leipzig 1903. Druck und Verlag von B. G. Teubner. (In Wien bei Karl Graeser & Comp.) 6 Mark 80 Pfennige.

Calabrien-Inseln und Streifereien an den oberitalienischen Seen. Von J. B. Widmann. Frauenfeld. 1904. Verlag von Huber & Co. Geb. 3 Mark 60 Pfennige.

Führer durch Bad Hall, Oberösterreich, von Dr. Josef v. Crippa. Linz. Druck und Verlag der D.-ö. Buchdrucker- und Verlags-Gesellschaft. 80 h, mit Umgebungs- und Eisenbahnkarte 1 K.

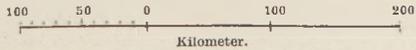
Schluß der Redaktion: 20. Mai 1904.

Gerausgeber: H. Hartleben's Verlag in Wien.

140 142 144 146 148 östl. Länge v. Greenwich 150 152

KAISER WILHELM LAND und der BISMARCK-ARCHIPEL.

Maßstab 1:6,000,000.



Deutscher Besitz Britischer Besitz

Niederländ. Höhen in Metern.

A. HARTLEBEN'S VERLAG.



140 142 144 146 148 150 152